

Abend -



Zeitung.

Dreißigster Jahrgang.

27.

Donnerstag, am 2. Juli 1846.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Der Landtag der Thiere.

Von

Amalie Krafft.

Der Winter war, wie Jedermann weiß, ungewöhnlich streng und kalt; die Menschen litten viel, aber die Thiere doch noch mehr. Von diesem allgemeinen Unglück betroffen, stiegen auch von verschiedenen Bergen drei Bären herunter; auf einer kleinen Ebene stießen sie zusammen, und ohne sich zu befragen, da Jeder ja des Anderen Schicksal an seinem eigenen ermessen konnte, wanderten sie vereint nun weiter. So wie aber der Mensch — je nach dem Charakter des Menschen — sich auf verschiedene Weise äußert, so ist auch nicht ein Mensch — ein Bär, wollte ich sagen — im Unglück wie der Andere, denn Jean, der Jüngste des zottigen Kleeblattes, hielt das linke Ohr etwas abwärts, so daß es bald das Ansehen hatte, als hätte er den Hut schief auf die Seite gesetzt, pffif oder brummte vielmehr ein Liedchen, als

wollte er damit sagen: sieh, Schicksal, ein Bißchen Hunger und ein Bißchen Schnee über die Gebühr ist noch lange nicht hinreichend, meinen Muth und meine frohe Laune zu beugen. — Puff, der Zweite, senkte das Haupt in Demuth oder Gedankenlosigkeit, er schien mehr der Richtung seiner Nase als einem bestimmten Plan zu folgen; Bez aber, ein glorreicher Enkel des glorreichen Gellert'schen Bären, brütete über große Gedanken, und von diesen ganz überwältigt, vergaß er auch die großen Anforderungen des Magens.

„Meine Herren Cousins!“ unterbrach er endlich das Schweigen, da sie ermüdet unter einem Baum sich niedergelassen, „es kann so nicht fortgehen, und Alles muß anders werden! Die Menschen sind uns zu sehr über den Kopf gewachsen, und wenn wir nichts dagegen thun, die Pfoten müßig in den Schooß legen, so wird ein allgemeiner Bärenbankerot unvermeidlich sein. Ich sehe nur den Fall, ein maulaffiger Bauernjunge, der auf Waldsrevel hier herumschleicht, soll uns sehen; ich wette, die Zeitung des nächsten Städtchens erzählt morgen schon, wie ein junger Bauer

Zeuge eines schrecklichen Unglücks gewesen, indem drei Bären ein Kind zerrissen, dem er — des ungleichen Kampfes halber — nicht habe helfen können; die nächste Nachbarzeitung erzählt diese Geschichte nach, nur mit dem Unterschied, daß es sechs Bären und drei Kinder waren, und so vermehren sich die Bären und die gefressenen Kinder unter jeder Redactionsfeder, bis endlich eine humane Stimme eine Aufforderung an alle edlen Jäger ergehen läßt, einen Bärenverein zu stiften, das heißt, einen Verein, der es sich zur Pflicht auferlegt, kein anderes Wild wie Bären zu erlegen. Stiften ja doch die Menschen sogar Narrenvereine! so, daß Jeder nicht einmal sein eigener Narr sein kann nach Humor und Gusto, sondern seine Kappe nach allgemeinem Rath, Plan und Beschluß muß schneiden lassen, und schwärmen doch für Freiheit; um wie viel mehr Anhänger würde daher ein Verein gegen uns finden! Wir müssen deshalb sie mit gleichen Waffen bekämpfen, zusammen halten, uns berathen, Vereine stiften wie sie, und vor Allem Eintracht halten, denn nur in der Einigkeit sind wir stark. Dazu ist aber erforderlich, daß wir Alle, ohne Unterschied des Pelzes, wer nur auf Vieren geht, uns an einem bestimmten Ort versammeln, damit Jeder seine Stimme gebe und nach seinen besten Kräften beitrage zum Wohle des Ganzen. Zwar ist der Löwe unser König und Herr, und bei ihm müßten wir erst die Sanction zu diesem Unternehmen erbitten; allein dieses würde uns des weiten Weges halber zu lange aufhalten, zumal da er in seinen unveränderlichen Wüsten Afrikas gar keine Einsicht in unsere europäischen Zustände hat, und deshalb unsere Noth und Bedrängniß gar nicht zu würdigen wüßte und die Eingabe vielleicht — weiß der Himmel! — wie lange liegen ließ. Am besten also, wir machen die Sache ab und berichten ihm dann das Resultat derselben.“

Jean fiel nach dieser Rede, voll Nührung der Freude über diesen kühnen Gedanken, dem stolzen Bez um den Hals, und selbst Puff richtete das Haupt empor, denn der Thau der Hoffnung belebte wieder sein Herz. Alles wurde nun sogleich besprochen, um den kaum gebornen Gedanken verwirklicht in das Leben zu führen. Erst sollten fliegende Blätter, die allenfalls der Schnee

verschont, die wichtige Botschaft so weit verbreiten, als sie nur der Wind zu tragen vermag; der Einladung sollte Jeder männiglich folgen, wer Zeit und Gelegenheit hätte, und daher keine Wahlen stattfinden. Geflügel sollte unter keinerlei Bedingung Antheil an der Versammlung haben, und nur im Fall, daß eine Gans oder Henne großartig genug dächte, um sich dem allgemeinen Wohle aufzuopfern, indem sie sich zum Besten der fleischfressenden Herren Mitglieder braten ließe, sollte ihr der Zutritt erlaubt sein. Die Versammlung sollte auf der nächsten Ebene gehalten werden, bis in drei Tagen beginnen, und nach eben so langer Frist beendet sein, da es eine hinlängliche Zeit zu sein scheine, um einen guten Gedanken zum Licht zu fördern und ihn als solchen anzuerkennen. Dies Alles wurde nun auf die obenbesagte Art bekannt gemacht, und wirklich beschien die aufgehende Märzsonne nach dreimal vierundzwanzig Stunden die vierbeinige Deputirtenkammer, die alle nach Rang und Stand in einem weiten Kreis umhersaßen. In der Mitte throneten, den obersten Platz einnehmend, die drei Bären, dann folgten zu beiden Seiten Wölfe, diesen zunächst kamen Hunde und Füchse, dann Hirsche und Rehe, dann die größeren Hausthiere, und endlich das kleine Haus- und Waldgesindel.

Mit stolzen Blicken übersah Bez die Versammlung, und als er sah, daß auch nicht ein Thier verfehlt hatte, seiner Einladung Folge zu leisten, begann er:

„Meine hochedlen Herren Bäre und Wölfe! wohlledle Herren Hunde, Pferde, Hirsche, Füchse! und Ihr — vielgetreuen Schafe, Ochsen und anderes Horn- und Klauenvieh! Mit wahren Stolz erkenne ich, daß noch nicht alles National- und Selbstgefühl in Euch erloschen ist; daß Ihr noch nicht so weit durch das langgetragene Schlangensock der Menschen erniedriget seid, um nicht zu fühlen, daß es endlich Zeit ist, einmal wieder selbstständig zu werden, und um diesen großen Wunsch zu realisiren, habe ich Euch auch hierher beschieden. Doch vor Allem empfehle ich Kürze und Bündigkeit in den Vorträgen, da wir — wie Saphyr sagen würde — wohl eine große Diät, aber keine Diäten haben. Dann Einigkeit — denn nur in dieser sind wir stark, und end-

lich, Vermeidung aller Persönlichkeiten, damit wir nicht abkommen von dem großen Ziele, nämlich: uns von den Menschen unabhängig zu machen. Und nun, meine Herren, sage Jeder der Reihe nach seine Ansicht und Meinung."

Hier kam es aber gleich zu Anfang zu einigen Debatten, da Jean und Buff zu gleicher Zeit nun rechts und links beginnen wollten. Buff konnte einer Unordnung nur dadurch steuern, daß er seine beiden Vetter als zum Präsidentenstuhl gehörend erklärte, und ihnen hiermit statt der Vorträge seine Würde und deren Prerogative mittheilte.

Nun stand ein Wolf zur Rechten auf und beantragte: als sicherstes Mittel zur Freiwerdung sollte man das ganze Menschengeschlecht ausröten, und nur von Armbrugh allein sollte übrig bleiben, da nur dieser in den Herzen der Thiere und besonders der Wölfe zu lesen verstehe. Nur in einem Punkte habe derselbe einmal Unrecht gehabt; da nämlich Jemand ihn fragte, ob er denn auch unter eine Heerde hungrierer Wölfe sich gestraue? und er geantwortet „Nein!“ — aber in diesem Zustande sind sie auch in einer Art Wahnsinn! — indem er hätte sagen sollen: „eben so wenig, wie unter eine Heerde hungrierer, gesetzloser Menschen!“ und um dies zu argumentiren, hätte er nicht weit zu greifen brauchen. Aber trotz dieses kleinen Fehlgrißs, zu welchem ihn doch eine Parteilichkeit für sein Geschlecht verleitet, sollte er allein dem allgemeinen Blutbade entgehen.

Dieser Antrag wurde aber, als mit zu vielen Schwierigkeiten in der Ausführung verbunden, einstimmig verworfen.

Nun stand ein Fuchs auf und stellte den Antrag, man sollte, wenn man auf die eben ausgesprochene Idee des Herrn Wolfes nicht eingehen wollte, diesen Vorschlag wenigstens dahin motiviren, daß alle Jäger von der Erde vertilgt würden. „Ja, meine Herren Landstände!“ sprach er mit Pathos, „glauben Sie mir, wir haben Alle nur einen gemeinschaftlichen Feind — und dieses allein ist der Jäger! Fragen Sie die Herren Hühnerhunde hier, sie sollen auf ihr Gewissen sagen, ob ein Thier unter uns so mit dieser Freude, oft ohne allen Nutzen, sondern nur aus reiner Eitel-

keit mordet? Erst gestern war ich Zeuge einer solchen grausamen Scene der menschlichen Hofsfahrt, und die Erinnerung hiervon wird bis zu meiner letzten Stunde nicht erbleichen. Ich saß hinter einem Busch und sah gedankenvoll einem Vogel zu, der von Zweig zu Zweig sprang und zwitschernd sich der dürftigen Sonnenstrahlen freute, da kam ein Trupp Herren und Frauenzimmer aus der Stadt. Die Ersteren hatten Flinten überhängen, und ehe ich mich es versah, war der Eine vorausgeeilt und hatte meinen Vogel mitten in seinem Danklied gegen den Schöpfer vom Baume geschossen. Gerade durch die Brust getroffen! sprach er, und hielt den todten Vogel mit triumphirender Schüzeneitelkeit den Damen hin. Diese bewunderten den geschickten Schützen und —“

„O, Herr Fuchs, malen Sie die Geschichte nur nicht gar zu rührend,“ fiel hier ein großer Kater von der untersten Seite in die Rede, „Sie hätten wohl den gefiederten Sänger selbst am liebsten verspeißt?“ Freilich, nutzlos wäre der Mord dann nicht gewesen!“

Mit Geringschätzung blickte der Fuchs auf den unerwarteten Angreifer hinab; dann sprach er mit ironischem Lächeln: „Fürwahr, in Ihrem Munde, Herr Kanarienvogelfresser, erhält dieser Vorwurf einen ganz besondern Klang.“

„Aha, Herr Reineke, nun haben Sie sich einmal recht schön verschnappt!“ rief der Kater mit zornfunkelndem Blick. „Sehen Sie, Sie haben es schon dahin gebracht, sich durch Ihre Intriguen und Ihre Schlaubeit eine literarische Berühmtheit zu erlangen; aber jetzt hat es Sie doch sitzen lassen. Denn wären Sie nicht auf dem Taubenhaus gefessen, so hätten Sie nicht Zeuge und Mitwisser meiner kleinen Schwachheit sein können. Und haben Sie auf dem Taubenhaus gefessen, so haben Sie auch die jungen Täubchen geholt, die damals auf meine Rechnung kamen, und wofür ich unbändige Schläge erhielt.“

„Was die Schläge betrifft,“ gab der Fuchs ganz ruhig, ohne im mindesten die Fassung zu verlieren, zurück, „so haben Sie dieselben bei tausend andern Gelegenheiten verdient; hinsichtlich der jungen Täubchen aber habe ich nur in meiner Eigenschaft als freier Fuchs gehandelt und kann deshalb keineswegs mit Ihnen, Herr Mur-

ner, auf eine Stufe gestellt werden, der Sie Ihren Herrn bestohlen und gekränkt."

"Das ist eine infame Sophisterei, hinter der Sie sich da wieder nach Ihrer Art verschanzen!" schrie der Kater ganz außer sich vor Zorn. "Ich verlange eclatante Satisfaction!"

"Ruhig, meine Herren, wenn ich bitten darf," ertönte hier die Stimme Wegens dazwischen. "Wir sind hier nicht versammelt, um persönliche Zwistigkeiten auszufechten, und ich ersuche daher die edle Versammlung, meine dringende Empfehlung um Einigkeit nicht aus dem Gedächtniß zu verlieren. Noch einmal, meine Herren, Friede und Eintracht — nur in der Einheit sind wir stark. Um diesem Satze indessen mehr Schutz und Ansehen zu verleihen, sehe ich mich genöthiget zu erklären, daß, wenn nochmals irgend eine Partei dagegen sündigen sollte, ich den Streit zu Gunsten meines leeren Magens schlichte werde."

Auf diese Drohung folgte einen Augenblick lautlose Stille; dann beugte der Fuchs sich etwas vorwärts und flüsterte, doch so, daß er am untersten Ende gut verstanden werden konnte: "Morgen früh, Herr Murner, hinter der Parkanlage, dreihundert Schritte vom Jägerhäuschen, bei den drei Eichenbäumen, gebe ich Ihnen die gewünschte Satisfaction, wenn's beliebt." Dann wandte er sich zu einem Hirsch, der neben ihm saß, und die Berathung nahm ihren Fortgang.

Der Kater aber hörte nichts mehr, denn diese unerwartete Wendung hatte seinen Zorn ziemlich abgekühlt, und er sah nun ein, daß er sich von demselben zu sehr hatte hinreißen lassen, und sann deshalb auf ein Mittel, aus dieser Verlegenheit sich zu ziehen.

"Sie haben da in einen bösen Handel sich verwickelt, Herr Landtagscollege," sprach ein gefühlvoller Hase neben ihm, "denn die Partie ist viel zu ungleich."

"Eben deshalb werde ich auch nicht erscheinen," entgegnete der Kater, "da ich nicht einsehe, wie meine Ehre darunter leiden sollte, wenn ich mich nicht fressen lasse."

"Ja, wenn man auch von diesem Gesichtspunkt ausginge," nahm der Hase das Wort, "so ließe die Sache sich schon entschuldigen. Allein man kann sagen, Sie haben beinahe so viel Feinde

hier, als Deputirte auf den Bänken sitzen, und diese werden dann nicht ermangeln, den Fall in das gehässigste Licht zu setzen. Haben Sie nicht bemerkt, der Budel dort oben und der Hühnerhund haben sich schon mehrmals mit spöttischen Blicken auf Sie, die Dosen präsentirt, als wäre ihnen Ihr Parsüm nicht angenehm."

"Die haben es Ursache," grollte der Kater, "sie beziehen das Ihrige wahrhaftig auch nicht von Laugier Père et Fils zu Paris. Aber Sie haben Recht, Herr Hase, die Zahl meiner Feinde ist zu groß, und ich würde immer unterliegen. Doch, da fällt mir etwas ein, was mich vielleicht retten könnte, wenn Sie hülfreich mir die Pfote bieten wollten. Sehen Sie, beantragen Sie die Aufhebung des Duells. Welch' ein schöner Gegenstand, um alle Ihre beste Beredsamkeit zu entwickeln! Sie würden Aller Bewunderung auf sich ziehen, und wenn Sie heimkämen, könnte Ihnen ein Ehrenjabel als Dank gar nicht entgehen. Sprechen Sie nur recht viel von Humanität, die es gebiete, ein Vorurtheil aufzuheben, das wie ein schwarzes blutiges Gespenst aus den finstern Zeiten des Feudalwesens in unser gasentflammtes Zeitalter hereinrage. Auch mein Dank sollte Ihnen Früchte tragen, denn meine Schwestern haben alle hübsche Stimmen; auch ich habe mich schon oft mit Glück hören lassen. Wir würden ein Dilettantenconcert geben und der Ertrag hiervon sollte zur Gründung einer Kleinhasenbewahranstalt verwendet werden, deren Ehre dann auch auf Ihre Rechnung käme."

Trotz dieser schmeichelhaften Aussichten, die der Kater in das hellste Licht zu stellen sich bemühte, konnte doch der Hase zu keinem Entschluß gelangen, da tausend Zweifel und Bedenkllichkeiten labyrinthisch ihn umstrickten. Während dieser Zeit aber hatte der Hirsch auf Veranlassung des Fuchses einen Gegenstand zur Berathung gebracht, und es traf eben die Reihe der Abstimmung Kater und Hase, ohne daß Beide wußten, wovon die Rede sei."

"Stimmen Sie nur dafür," flüsterte leise der Kater, "es wird wohl etwas recht Humanes sein, denn der Hirsch trägt ja immer so schöne patriarchalische Ideen im Kopfe herum, daß es ei-

nem vor lauter idyllischer Unschuld ganz übel wird!"

Und sie stimmten Beide für Annahme des Antrages.

„Also, meine Herren,“ nahm nach vollendeter Abstimmung Bez das Wort, „auf Antrag des Herrn Hirsches ist mit Stimmenmehrheit von neununddreißig gegen siebenunddreißig für Beibehaltung des Duells entschieden worden, denn die Natur habe nicht — ohne darauf Rücksicht zu nehmen — Hörner, Klauen, Krallen und Zähne vertheilt. Wer dergleichen Waffen nicht aufzuweisen habe, solle es machen wie die Menschen und gegen Größere hübsch politisch das Maul halten.“

Ohne ein Wort zu sagen, stand der Kater auf und verließ die Versammlung; die Anderen aber schritten zu weitem Debatten, deren Resultat indeß noch nicht bekannt ist. —

Die Verwechslung.

Eine geschichtliche Begebenheit.

Von W. S.

Seltam genug ist es eine historisch begründete Regel mit wenigen Ausnahmen, daß die ältesten Söhne der Könige und Fürsten die Ordnung der Natur verkehren und Gegner ihrer Väter werden. Das geschah auch Karl dem Sechsten von Frankreich, welchem die Liebe seines Volkes den schönen Beinamen „der Vielgeliebte“ gab und der in seinem Erstgeborenen einen Rebellen und Verräther sehen mußte. Als dieser aber den Thron bestiegen, sein Reich zurückgewonnen, das er im Groll gegen seinen Vater zum Theil selbst den Engländern überliefert, und in Ruh und Frieden sich der Errungenschaft freuen wollte, wurde sein ältester Sohn ihm so geschworener Feind, daß der Vater ihn des schwärzesten Verbrechens fähig glaubte. Das wissend, belustigte sich der Kronprinz, den König mit Gerüchten zu quälen, daß sein Leben bedroht sei, und verbreitete namentlich,

daß er vor Vergiftung sich hüten möge. Was Anfangs Einer dem Andern in Vertrauen zugeflüstert, wurde bald laut besprochen und dem Könige von so vielen Seiten und scheinbar so beglaubigt hinterbracht, daß der Unglückliche das Leben des Tantalus führte, an voll besetzter Tafel nicht wagte, seinen Hunger zu stillen. Eine Beute des Argwohns erblickte er in jedem Dienstthuenden einen Verschworenen und fragte sich immer, welcher wohl der Erwählte sein werde, ihm Gift zu mischen, denn nur das konnte ihn einigermaßen beruhigen, daß er der Unbestechlichkeit seiner Leibköche gewiß war. Auf Grund dieser Ueberzeugung entwarf und befolgte er einen eigenen Plan. Er hatte vier Leibköche, die Gebrüder Taillevent, Abkömmlinge eines berühmten Köche-Geschlechts, das seit drei Menschenaltern für das königliche Haus von Frankreich gekocht, gebraten und gebacken. Diese vertheilte er in seine vier Hoflager zu Fontainebleau, Compiègne, Vincennes und Beauté-sur-Marne und schickte jeden Tag einem derselben durch einen vertrauten Diener ein lebendiges Stück Wild mit schriftlicher Anweisung, wie und wann es zubereitet werden solle. Für den ganzen Hof blieb das Geheimniß, den einzigen hochbejahrten Tanneguy Ducätel ausgenommen, welcher in Gegenwart des Königs die fragliche Instruction schreiben, siegeln und adressiren mußte. Erst im Momente der Ausfahrt des Königs wurde es bekannt, wo Allerhöchstdieselben zu speisen gedachten.

Während solches am Hofe von Frankreich sich begab, füllte ein Mönch Namens Didier die Vikarie mit dem Rufe seiner Wunderthaten, die er theils durch Arznei, theils durch Zusprache, theils durch die Reliquien des heiligen Bernadin von Sienna, in deren Besitz er sich befand, an Kranken vollbrachte. Im Frühjahr 1454 erschien er zu Peronne, umgeben von zwanzigtausend Gläubigen, deren größere Hälfte an Krücken ging. Sein vorgeblicher Hauptzweck war, durch Einführung der Regeln und Satzungen des heiligen Bernadin den Orden des heiligen Franziskus zu reformiren und von den Almosen, die er sammelte, wie von den Gaben und Geschenken der Kranken neue Klöster zu bauen und auszustatten. Sei es aber, daß die empfangenen Summen dem

Zwecke nicht genügen wollten oder er ihn rascher zu erreichen wünschte — er beschloß, sich an die Mildthätigkeit des Königs zu wenden. So geschah es, daß an einem der ersten Tage des Monats Juli 1461, als der König in Fontainebleau speiste, Bruder Didier um Audienz bitten ließ und der König, welchem der Ruf seiner außerordentlichen Frömmigkeit bereits zu Ohren gekommen war, neugierig, den seltenen Mann zu sehen, ihm die Bitte gewährte. Wie aber staunte der Monarch, als Didier eintrat! Statt einer durch Buße und Fasten abgemergelten Gestalt, dergleichen der König erwartet, erblickte er einen feisten Mann mit rothen, glänzenden Wangen, dessen Aeußeres ein großes Wohlbehagen verrieth an den guten Dingen dieser Welt, die sein Patron auf das Strengste verboten und wider welche er in seinen Predigten unausgesetzt eiferte. Auch war nichts an ihm von jener Demuth, zu welcher die Satzungen und Regeln des heiligen Bernadin verpflichteten. Es sich bequem zu machen, lockerte er den Strick um seinem Leibe, erklärte mit viel Zuversicht seinen Plan in Betreff der neuen Klöster und schloß mit den Worten: „Gestattet mir denn, Euch zu erinnern, daß mein gesegneter und geheiligter Herr und Meister, Bernadin von Sienna, nachdem der päpstliche Hof ihn für die italienischen Staaten zum Vikar der Regel des heiligen Franziskus bestellt, während seines Lebens dreihundert Religionshäuser jenes Ordens reformirt hat, und möge der Heilige und Eure erhabene Hoheit mir beistehen, zwölf oder vierzehn Klöster, wie es mein geweihter Wunsch ist, zum Bessern zu wenden.“

Karl der Sieggekrönte war zu artig, die lange Rede anders als schweigend anzuhören. Daß aber seine Gedanken mit etwas Anderm sich beschäftigten, lag deutlich vor und zeigte sich auch in seiner Antwort. „Ehrwürdiger Vater,“ sagte er, „Euer Geschick in der Heilkunde hat Euch großen Ruhm erworben. Deshalb verlangt mich zu wissen, ob Ihr unter Euern Arzneien auch Gegengifte besitzet?“

„Gegengifte wofür, glorreichster König?“ fragte der Mönch.

„Gift gegen Gift,“ schauderte der König.

Die kleinen grauen Augen des Mönchs blin-

zelten unter den buschigen, niedergezogenen Brauen. Er errieth die Bedeutung der Frage, erkannte darin eine Aussicht auf Schutz und Geld und sagte: „Geliebtester Herr und König, ich bin im Besitz von Verhütungs- und Rettungsmitteln wider das tödlichste Gift, das je aus den unteren Regionen, vor welchen der Himmel in seiner Gnade Eure erhabene Hoheit bewahren möge, auf die Erde gekommen ist, doch nur für Solche, die, wenn sie ihrer bedürfen, fest im Glauben sind und nicht ermüden in reichlicher Sorge für gute Werke.“

Karls Scharfblick durchschaute die List des so Redenden. Schutz und Freigebigkeit sollten der Preis des Gegengiftes sein. Von nun an unterhielt er sich warm und lebhaft mit dem Mönche über die beabsichtigten Baue, wogegen Didier ihm ein Stückchen von Sanct Bernadin's Gewande verhiß, kräftig genug, ihn gegen die Wirkung der stärksten Gifte zu schützen. Dankbar erwiderte der König: „Und was das neue Kloster anlangt, so soll das in möglich kürzester Frist unsere königliche Genehmigung erhalten. Morgen werde ich“ — Karl stockte, sah den Mönch forschend an und fragte, ob er ihm trauen dürfe.

„Mit Euerm Leben,“ betheuerte Didier.

„So will ich Euch ein Geheimniß vertrauen,“ fuhr der König fort.

„Es soll so heilig bewahrt werden wie die heiligen Reliquien des heiligen Bernadin,“ sprach der Mönch.

Nachdem Karl sich überzeugt, daß kein Forscher an der Thür, raunte er dem Mönche in's Ohr: „Morgen speise ich in meinem Palaste Beauté.“

Didier hielt das für die Einleitung zum Geheimnisse. Als er jedoch erfuhr, daß es das Geheimniß selbst sei, wiederholte er die Versicherungen unverbrüchlicher Treue und der König sprach weiter: „Versüßt Euch also dorthin; wir können dort ungestört von Euern Planen reden. Ich will Euch einen Brief mitgeben. Verweilt, bis ich ihn bringe.“ Damit erhob er sich, ging in ein anstoßendes Kabinet zu Dücätel und sagte diesem erst den Brief an den Reichwater, Jean d'Alussy, Bischof von Langres und Almosenier von Frankreich, dann das Schreiben an den Koch

Taillevent in die Feder. Beide lauteten folgendermaßen: „Meister Taillevent, bei Todesstrafe, sei verschwiegen! Es ist mein königlicher Wille, morgen — was Donnerstag ist, der Tag der heiligen Anna — auf meinem Schlosse Beauté zu speisen. Dazu schicke ich Dir beifolgend ein Stück lebendes Wild. Tödte es eine Stunde nach Sonnenaufgang. Enthalte Dich bei der Zubereitung wie beim Ausschöpfeln des Gebrauchs von Rosenwasser, Holzäpfelsaft, Milch, Ingwersaft, Majoranessenz, Salz, Butter und jeglicher Zuthat, die außerhalb der Küche verfälscht werden kann, denn ich weiß, daß böshafte Giftmischer abermals Böses gegen mich sinnen. Solches ist unser königlicher Wille, dem Du gehorchen wirst.“

„Messire Jean d'Aussy, ich sende Euch einen Geweihten, den ich liebe und achte. Es besprende Euch nicht. Ich begehre, daß Ihr ihn auf meinem Schlosse Beauté gastfrei beherbergt mit allen Ehren und größter Verschwiegenheit. Ich bezwecke Hohes und Mächtiges mit diesem edeln Vogel, der ein heiliges Nest für Gläubige bauen will. Möge der Himmel Euch gesund erhalten!“

Vom Könige übereilt trug es sich nun zu, daß der alte Ducatel die Briefe verwechselte, und während der König den an den Koch dem Mönche behändigte, ging der an den Beichtvater mit einer eingekästigten Rohrdommel ab.

Der ehrwürdige Vater Jean d'Aussy saß auf seinem Studirzimmer im Schlosse Beauté für Marne, als der berittene Bote, in der einen Hand einen Brief, in der andern einen Käfig, bei ihm eintrat. Sobald der Beichtvater den Abdruck von des Königs Siegelring auf dem Briefe erblickte, eilte er ihn zu öffnen und zu lesen, worin jedoch das Lärmen und Kragen und Beißen der Rohrdommel ihn unangenehm störte. Konnte er seinen Augen glauben? Er sah in den Brief und auf die Rohrdommel und fragte den Boten, ob kein menschliches Wesen ihn begleite. Der Bote verneinte. Darauf befahl ihm der Beichtvater, den Bauer niederzusetzen, entließ ihn, ließ den Brief noch ein- und zweimal und strengte sich an herauszufinden, daß sein königlicher Herr nicht

übergeschnappt sei. „Der Vogel ein Geweihter?“ murmelte er, „unmöglich! Und doch! Es soll ja schon geweihte Vögel gegeben haben. So der Vogel Biz, von welchem der Rabba Bar Bar Channa im Talmud erzählt, und der Hahn, der dem Propheten Akoba das Leben rettete. Freilich verdächtige Autoritäten,“ warf er sich selbst ein, „die christlichen Kirchenväter erwähnen meines Wissens nichts von geweihten Adlern, Hähnen und Rohrdommeln. Also“ — Der Beichtvater verstummte. Es drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, daß der Kopf des Königs durch zu häufiges Fasten gelitten. Dennoch wagte er es nicht, den Befehl zu vernachlässigen. Er fütterte den Vogel und gab ihm gastfreie Herberge.

Um dieselbe Zeit saß der auch literarisch berühmte Taillevent *) in der Küche des Schlosses Beauté bei einem Becher gewürzten Weins, vor den Reihen funkeln den Geschirrs, das längs den Wänden prangte, stolz wie ein General, der in Friedenszeiten sein schönes, schlagfertiges Heer Revue passieren läßt, und traurig wie er, weil er das Heer nicht in's Feld führen kann. „Bei den Festen des heiligen Bonifaz,“ seufzte der Koch, „in den Tagen Karls des Fünften gesegneten Andenkens war das anders. Damals kühlte der königliche Heerd nie aus, selbst nicht in den Fasten. Unser jetziger weichmüthiger Herr, sein Enkel, fastet wie ein Einsiedler, und ist er ja einmal, ist das nicht der Rede und des Kochens werth.“

Der Monolog war noch nicht beendigt, als Didier eintretend ihn durch die Frage unterbrach, ob der ihn Haltende Meister Taillevent sei?

„Der bin ich,“ antwortete der Koch, „was begehrt Ihr?“

„Lebt und Ihr werdet es erfahren,“ sagte der Franziskaner, jenem den Brief reichend und einigermaßen verlegt, daß der König ihn einem so

*) Literarisch berühmt als Verfasser des, mehrere Jahre nach obiger Begebenheit erschienenen gelehrten Tractats: „Viandier pour appareiller toutes manières de viands, que Taillevent, queux de roy notre Sire fist, tout pour habillier, est appareiller bouilly rousty,“ etc. — eins der frühesten in Frankreich mit gegossenen Typen gedruckten Bücher und das erste französische Kochbuch.

niedrig stehenden Manne empfohlen. Und während der Koch las, beobachtete ihn der Mönch, ob er vielleicht in seinen Zügen eine Lösung des Räthfels entdeckte. „Alles gut,“ begann Taillevent, indem er das Schreiben zusammenlegte und in den Gürtel steckte; „aber wo ist das Bild?“

„Das Bild?“ entgegnete der Mönch; „hört, Meister Brühensfabrikant, wer sich unterfängt, mit mir scherzen zu wollen, muß wissen, daß er sich einen Scherz erdreistet mit dem Oberhaupte der Kirche, denn ich bin Stellvertreter Seiner Heiligkeit.“

Da zuckte ein schmerzlicher Gedanke Taillevent durch den Kopf. Er zog den Brief aus dem Gürtel, entfaltete ihn und las ihn wieder und wieder mit größter Genauigkeit. „Bei der Schüssel des heiligen Andouillard,“ sagte er zu sich, „ist es so weit mit mir gekommen, daß aus dem Mundkoche ein Schlächter werden soll? Aber der Befehl ist eben so klar und deutlich als schauderhaft. Im Ernste, ehrwürdiger Vater,“ fragte er laut, „habt Ihr wirklich kein Stück lebendes Bild mitgebracht, das ich zubereiten soll?“

„In vollem Ernste, Herr Spasmacher,“ antwortete der Mönch, „Alles, was ich Euch bringe, ist der gemessene Befehl Eures königlichen Herrn, mich artig und gastfrei zu bewirthen. Ihr seht in mir den Schutzherrn der Regel des heiligen Franziskus und den Besitzer der Reliquien des heiligen Bernadin von Sienna.“

„Wehe mir und Euch!“ rief der Koch und schüttelte sein gewichtiges Haupt; „ich denke, es wäre besser für uns Beide, wir hätten jeder unser letztes Vaterunser gebetet und die erste Stunde morgen nach Sonnenaufgang hinter uns. Doch wie mein König und Herr es befiehlt. Habt die Güte hier einzutreten.“

Damit öffnete Taillevent ein anstößendes Speisegewölbe, in welchem der Mönch, der eben so hungrig als müde, zwei Dinge erblickte, die ihm die Frage nach der Bedeutung solch sonderbarer Rede vergessen ließen — eine bequeme Lagerstätte und einen Vorrath voller Schüsseln und Flaschen. Erst als er die Thüre hinter sich schließen und den schweren Vorlegeriegel klirren hörte, schreckte er aus der Beschauung auf und erinnerte sich der seltsamen Worte. „Ich ein Gefangener?“ sprach

er, „ich, der ein Diener der Kirche, ein Vertrauter des Königs — es kann gar nicht sein.“ Und nach der Thür sich wendend trat er mit dem Fuße dagegen und forderte gebieterisch und drohend, ihn herauszulassen. Die Thür krachte, aber wick nicht und keine Stimme gab Antwort. Erschöpft von vergeblich wiederholter Anstrengung ließ er ab, beschwichtigte seine Besorgniß mit allerlei Trostgründen, rückte einen Stuhl an die Tafel und untersuchte Schüsseln und Flaschen. Nach einiger Auswahl hatte er sein Nachsteffen geordnet. Er begann mit einer Caviar-Pastete, genoss mehre Löffel coscoton, fand eine Schöpfskeule vorzüglich gebraten, erfreute sich an einem Gericht Tauben à l'eau bénite und einer gespickten Wachtel, erklärte eine Quittentorte und eine Schüssel Creme au miel für ausgezeichnet, versetzte das Ganze mit einer Flasche feinem Burgunder und einem halben Duzend Gläser Malmsey, glaubte genug gethan zu haben, als das Horn des Wächters Mitternacht verkündete, streckte sich auf's Lager und schlummerte ein.

Nicht so Taillevent. Eßlust und Schlaf flohen ihn. Hatte auch die Laune des Königs ihn an's Schlachten gewöhnt — jetzt sollte er den Streich auf einen Mönch führen und er fühlte, daß er das nicht vermochte. Immer wieder las er das Schreiben; es war klar und bestimmt, und zwischen Weinen, Beten und Messerwegen verbrachte er die Nacht. Endlich kam der Tag und die Stunde der Entscheidung. Taillevent's Treue und Gehorsam errangen den Sieg; er wollte seinem König und Herrn das schwerste Opfer bringen. Eine scharfe Klinge in der Hand hob er leise den Riegel und öffnete die Thür des Speisegewölbes. Didier hörte es nicht. Er saß beim Frühstück und Taillevent, ein Enthusiast für seine Kunst, empfand die Unmöglichkeit, ihn beim Essen zu morden. Als aber der Mönch beim ersten Mundvoll von einem croquille de veau panné sich behaglich den Leib strich und ein lobendes Ha — ah ausstieß, fiel die blanke Klinge aus der Hand des Koches klirrend zu Boden. Didier wendete sich, starrte den Koch, dann die Klinge an und erbleichte.

„Nein,“ rief Taillevent, „es kann nicht sein. Hier muß ein Irrthum vorwalten. Ein Mann

mit so gutem Appetit und so feinem Sinn für Kochkunst ist nimmermehr ein Verräther. Der König ist getäuscht worden und ich darf nicht vergessen, was der Würde seines Mundkochs ziemt.“ So sagend nahte er dem Mönche und zeigte ihm das königliche Schreiben. Didier las es und erbebte. Wie viel er auch von der Doppelzüngigkeit der Fürsten gehört, solches hätte er nie möglich geglaubt. Todesfurcht in allen Gliedern sank er dem Koch zu Füßen und beschwor ihn, sein Leben zu schonen.

„Das will ich,“ erwiderte Taillevent und bot Jenem die Hand zum Aufstehen. „So lange ich in der Küche des Schlosses Beauté das Regiment führe, will und werd' ich nie gestatten, daß ein König von Frankreich Mönchsfleisch ißt. Aber,“ fuhr er etwas kleinlaut fort, „es ist mir bei Todesstrafe geheißten. Wie werde ich meinen Kopf retten?“

„Nichts leichter,“ versicherte Didier und theilte dem Koch seinen rasch ersonnenen Plan mit. Taillevent genehmigte ihn, und ehe um fünf Uhr Nachmittags Hörnerklang die Ankunft des Königs bezeichnete, war Alles zur Ausführung bereit.

Auf dem Wege nach dem Speisesaale, wohin der König sich ungesäumt begab, begegnete er dem Bischöfe, seinem Beichtvater. „Wie geht es dem Geweihten, den ich Euch gesendet?“ fragte er.

„Zu Eurer Hoheit Befehl,“ antwortete der Bischof, „und es ist fürwahr ein edler Vogel. Darf ich aber so kühn sein zu fragen, ob er schon tatsächliche Beweise seiner Heiligkeit gegeben?“

„Ohne Zweifel,“ bejahte der König. „Habt Ihr nie von den zehntausend Lahmen gehört, die ihm nach Veronne gefolgt sind? Bringt ihn zu mir, ehrwürdiger Vater, damit er während meines Mahles in meiner Nähe sei.“

Verwundert zwar, aber dem Befehle gehorsam entfernte sich der Bischof. Nicht minder verwundert staunte der König, als er beim Eintritt in den Speisesaal auf der Mitte der Tafel eine ungeheure Pastete erblickte. „Was ist das?“ herrschte er den zitternden Taillevent an, „wo ist die Rohrdommel, die ich Dir gestern von Fontainebleau geschickt?“

„Gnädigster Herr und König,“ stammelte der Koch, „mit dem Wilde, weshalb Ihr mir geschrieben, bin ich nach bestem Wissen und Gewissen verfahren. Solches Fleisch hab' ich nie zubereitet.“

In demselben Momente erschallte ein heftiger Schrei und gleich darauf erschien der Bischof. Er hatte unvorsichtig die Rohrdommel aus dem Käfig genommen und diese ihren Schnabel tief in seinen Arm geböhrt. „O seht, seht, mein König,“ rief er von Schmerz gefoltert, „wie der Geweihte mich beißt!“

„Was soll alles das bedeuten?“ fragte der König, der Verrath fürchtete. „Da die Rohrdommel noch lebt, was steckt in jener Pastete?“

Während Alle schwiegen, erhob sich der Deckel der Pastete. Der Kopf eines Mannes wurde sichtbar, dann seine Schultern, zuletzt der Leib. Didier war es. So wie er aber den Schreck bemerkte, welchen seine Erscheinung dem König verursachte, sank er inmitten der Pastete auf die Kniee, gleich einem Heiligen in einer Nische. Unwiderstehliches Gelächter bemächtigte sich der Anwesenden. Selbst der König stimmte ein. Nur Taillevent nicht. Knieend überreichte er dem Könige das Schreiben, das Didier ihm gebracht, und flehte um Verzeihung. Sie wurde ihm gewährt. Aber wegen der Verwechslung, die Ducätel verschuldet, erhielt dieser den Abschied und die Geschichte von Frankreich läßt unerwähnt, ob mit oder ohne Pension.

Zeitbilder von Carl Braasch.

4.

Die Auswanderer.

In dem Dorfe N. war Hans einer der reichsten Bauern. Längst schon war die Scheune auf seinem Hofe baufällig, und er wünschte deshalb, dieselbe durch eine neue zu ersetzen. Aber ohne Erlaubniß seines Amtmanns durfte er es nicht

thun, denn ohne diese wichtige obrigkeitliche Person darf kein Bauer auch nur die geringste Veränderung mit seinen eigenen Grundstücken vornehmen. Er darf weder, wenn's ihm überhaupt gestattet ist, wann er will, noch wie er will, noch wo er will bauen. Das Alles hängt von der Willkühr eines Beamten ab, der deshalb Niemandem verantwortlich ist; denn die über ihm stehenden Behörden ziehen von ihm ihre Berichte ein, und auch wehe dem, der zu klagen wagte! auf hundert andere Weisen würde er es entgelten müssen.

Hans kam jetzt wieder vom Amtshause und rief, als er in die Stube trat: „Nein, Frau, es ist nicht zu ertragen! Auf alle meine Gründe ist mir Nichts geantwortet, sondern man hat mir nur die Erlaubniß zum Bauen rund abgeschlagen. Jedem Andern wäre es gestattet, aber auf mich hat er einen besondern Groll, weil ich ihn früher einmal verklagt habe.“

„Nun, warte bis zum Herbst,“ entgegnete ihm seine Frau Elisabeth, „Du weißt, der Amtmann kauft trotz seines Grolles Mancherlei gern von uns, dann läßt sich Etwas thun. Erinnere Dich, als wir die zweite Stube in unserm Hause anlegen wollten, ging es nicht eben so?“

„Soll ich denn immer nur mit Bestechung das erlangen, was mir mit Recht zukommt? Aber es giebt keinen anderen Weg, denn von oben geht's immer wieder an den Amtmann zurück. Er ist wahrhaftig ein unumschränkter König in seinem Bezirke.“

„Tragen wir darum,“ fuhr er nach einer Pause fort, „die meisten Lasten, daß uns nicht einmal verstattet ist, gegen unsere Kinder gerecht zu sein? Müssen wir nicht immer den ältesten Sohn bevorzugen?“

Seine Frau konnte ihm nichts entgegnen, denn auch dies ist leider eine Wahrheit. Der älteste Sohn übernimmt das Grundstück, und die übrigen Kinder bekommen von diesem ein, im Verhältnisse zu dem, was er behält, Unbedeutendes. Zwar hat dies einen Grund: durch die Zersplitterung der Grundstücke wird — wie man sagt — der Pauperismus befördert, und Gerando schlägt in seiner „öffentlichen Armenpflege“ sogar die Un-

zertheilbarkeit der liegenden Güter in jenen Gegenden vor, wo dieselbe noch nicht eingeführt ist, um die Verarmung zu verhüten. Sollte sich das aber wirklich so verhalten? Sollten nicht die Besitzer kleiner Grundstücke dieselben besser bearbeiten und einen größeren Nutzen davon zu ziehen suchen, als es bei großen Ländereien möglich ist? Und selbst wäre dies nicht der Fall, so darf man, meiner Ansicht nach, doch nicht auf Kosten der Gerechtigkeit einem Uebel vorbeugen.

Kann gegen diese Bedrückungen des Bauernstandes nicht von seinen Vertretern in den Ständen geredet werden? wird man fragen. Leider muß man dies verneinen, denn aus zwei Aemtern, aus zwanzig und mehr Dörfern ist nur ein Abgeordneter, und wie selten trifft es sich, daß ein Bauer so beredt ist, um vor einer solchen Versammlung klar und eindringlich etwas auseinanderzusetzen zu können! Und selbst wenn er es kann, so geht sein Antrag unter der Menge von wichtigeren Angelegenheiten zu Grunde.

„Ich will aber diese Blacereien nicht mehr ertragen,“ sagte Hans, „ich will es machen wie es mein Vetter und viele Andere schon um derselben Ursachen willen gemacht haben, ich verkaufe Alles und wir wandern aus!“

„Auswandern?!“ rief seine Frau erstaunt, „was fällt Dir ein? Diesen Ort, wo wir geboren und groß geworden sind, sollen wir in unserm Alter verlassen, um in einer neuen Welt uns anzusiedeln? Die kleinen Unannehmlichkeiten hier sind uns bekannt und wir können sie ertragen, die uns aber dort treffen, kennen wir nicht, und sie werden wahrscheinlich noch größer sein.“

„Hier die sind zu tragen?“ erwiderte Hans, „nein, das sind sie nicht! Sie kränken uns in der Seele, und wir können sie nicht wegschaffen, während wir die dort mit unsern Armen zu heben vermögen. Noch können wir arbeiten und unsere drei Söhne desgleichen, und wenn wir auch die Früchte unserer Bemühungen nicht mehr genießen, so können wir uns doch ruhig zum Sterben niederlegen, mit dem frohen Gefühle, für unsere Kinder gesorgt zu haben.“

„Wie gern will ich arbeiten,“ sagte die Frau nachdenklich, „wenn ich nur das Bewußtsein mit in die Ewigkeit nehmen kann.“

„Dort, Elisabeth,“ fuhr ihr Mann fort, „ist es ein Segen, Kinder zu haben; jedes ist ein Kapital, das sich reichlich verzinsel!“

„Und hier macht jedes uns tausend Sorgen!“ erwiderte sie.

„Also stimmst Du mir bei, wir wandern aus!“ rief Hans.

„Laß uns erst noch erwarten, was unser Theodor für Nachricht aus der Stadt mitbringt,“ antwortete seine Frau.

„Das können wir,“ entgegnete er, „aber es ist einerlei, dort kann er uns gerade recht nützlich werden. Dort kann ich doch mit meinem Eigenthume machen was ich will, brauche nicht vor Beamtenlaunen zu zittern, und kann gerecht gegen meine Kinder sein!“

Hans hatte, wie schon erwähnt, drei Söhne, von denen der älteste nach seines Vaters Tode den Ackerhof übernehmen und den andern beiden eine bestimmte Summe auszahlen mußte. Der jüngste diente bei seinem Vater und hatte, wenn er nicht in einen Hof einheirathete, die frohe Aussicht in die Zukunft, ewig der Slave seines Bruders oder irgend eines andern Herrn zu sein. Der mittlere Sohn hatte das Tischlerhandwerk erlernt, seiner Militärpflicht Genüge geleistet, seine Wanderjahre abgemacht, und war nun in die Heimath zurückgekehrt, um sich dort als Meister niederzulassen. Da in seinem Geburtsdorse bereits zwei Tischler wohnten, konnte er sich dort nicht besetzen, ohne seinen oder seiner Nebenmeisters Ruin herbeizuführen. Das war ihm auch von dem Ortsvorsteher gesagt worden, und die Gemeinde wollte ihn aus diesem Grunde unter keiner Bedingung aufnehmen. Er hatte sich nun nach einer kleinen Stadt in der Nähe gewandt, war aber dort, weil er nicht von da gebürtig, abgewiesen. Jetzt supplicirte er schon seit einem halben Jahre, um sich in der Residenz niederlassen zu dürfen, aber immer erhielt er abschlägliche

Antwort, mit der Weisung, in seiner Heimath sich zu besetzen. So war er denn von seinem Vaterlande, gegen welches er alle seine Pflichten erfüllt hatte, ausgestoßen und zum Heimathlosen gemacht. Dank der Weisheit der Regierung, die darin, daß sie nicht allein ihr Land gegen alle andern Staaten, sondern auch Stadt gegen Stadt, Dorf gegen Dorf in ihrem eignen Territorio absperrt, ein Mittel sieht, der Verarmung vorzubeugen! Wo sollen nun bei zunehmender Bevölkerung die Leute vom platten Lande bleiben? Nirgends wird ihnen der Platz gegönnt, die Regierung zwingt sie auszuwandern. Um der drückenden Sorge für die Zukunft ihrer Kinder los zu sein, fangen viele Eheleute auf dem Lande die höchst unnatürliche, sogenannte Zweifinderwirtschaft an, wodurch gewöhnlich die Männer liederlich, die Frauen stupid, gleichgiltig gegen ihre Familie und geizig werden. Und wie Viele werden nicht aus demselben Grunde von der Ehe, durch die doch erst der Staat eine sichere Grundlage erhält, ganz abgehalten!

Theodor kam zu seinen Eltern zurück und brachte den letzten Bescheid der Regierung auf seine Bitte mit, worin ihm untersagt wurde, ferner um das Meisterrecht in der Residenz einzukommen. Der Entschluß seines Vaters stand nun fest, selbst seine Mutter konnte nichts dagegen einwenden, da sie das Unglück zweier ihrer Kinder, wenn sie in ihrem Vaterlande blieben, fast mit Gewißheit voraussehen konnten. Die Besitzungen wurden verkauft und eine Baarsumme von acht- bis zehntausend Thalern ging mit ihnen aus dem Lande. Noch Viele aus der Gegend folgten ihrem Beispiele, und es war deshalb nicht zu verwundern, daß ein Mangel an baarem Gelde, der in letzterer Zeit schon manchem Staate drückend geworden ist, fühlbar wurde.

So ist es oft nicht die Sucht, sich zu verändern, es sind nicht falsche Vorstellungen von dem transatlantischen Leben, nicht vage Hoffnungen, die den Deutschen hinüber nach Amerika treiben, — es sind deutsche Geseze, die

Ungerechtigkeit befehlen, Beamtenwillkühr gestatten und die Landeskin-der zu Heimathlosen oder zu Bettlern machen.

Karl Wilhelm Jerusalem und die Leiden des jungen Werther von Göthe.

Von
Friedrich Steinmann.

Ah! welch Angedenken faßt
Beim Schopfe mich, wirft mich an eine Klippe,
Daß das Gebirn mir kracht und meine Wang'
erblaßt!
Nein — der geliebte Nam' entschlüpfet nie der
Lippe,
Sei heilig meinem Schmerz in dunkler Einsamkeit,
Sei von dem Pöbel unentweih't! —
Er hat die Ruhe nun, die er gesucht, gefunden.

Dieses kleine, aber treffliche Denkmal setzte Gotter *) dem unglücklichen Jerusalem, als er freiwillig geendet hatte. Würdig stehen diese Worte an der Spitze der nachfolgenden kurzen biographischen Charakteristik eines Mannes, der zwar ein Mitstrebender Göthe's und seiner Jugendzeit, ihm aber ferner stand und fremder als die Uebrigen, aber insoweit von großem Einflusse auf Göthe und seine poetische Wirksamkeit war, als sein herbes Schicksal dem Genius Göthe's den letzten Impuls zu einer seiner ausgezeichnetsten literarischen Productionen, zu seinem unerreichbaren Roman: die Leiden des jungen Werther gab.

Karl Wilhelm Jerusalem war der Sohn des frei und zart denkenden Gottesgelehrten, Abts Joh. Friedr. Wilh. Jerusalem zu Braunschweig, woselbst er im Jahre 174. geboren ward. Während Göthe beim Reichskammergerichte zu Wezlar seinen juridisch-praktischen Lehrkursus machte, hielt sich auch der junge Jerusalem dort auf als Secretär des herzoglich braunschweig-lüneburg'schen Subdeligaten bei der für das Reichskammergericht

*) In seiner Epistel über die Starkgeisterei.

angeordneten Visitationscommission, von Höfler. Seine Gestalt war nach Göthe's Schilderung gefällig, mittlerer Größe, wohlgebaut, mit mehr rundem als länglichem Gesichte, weichen, ruhigen Zügen und was sonst noch einem hübschen, blonden Jüngling zukommen mag, mit blauen Augen, mehr anziehend als sprechend zu nennen. Seine Kleidung war die unter den Niederdeutschen in Nachahmung der Engländer hergebrachte: blauer Frack, ledergelbe Weste und Unterkleider und Stiefeln mit braunen Stöpseln. Göthe hat ihn — wie er berichtet — nie besucht, auch nicht bei sich gesehen; manchmal traf er ihn bei Freunden. Die Aeußerungen des jungen Mannes waren mäßig, aber wohlwollend; er nahm an den verschiedensten Productionen Theil; besonders liebte er solche Zeichnungen und Skizzen, in welchen man einsamen Gegenden ihren stillen Charakter abgemonnen hatte. Er theilte bei solchen Gelegenheiten Geyser'sche Radirungen mit, und munterte die Liebhaber auf, darnach zu studiren. An den sonst stattfindenden geselligen Vergnügungen nahm er wenig oder keinen Theil, lebte sich und seinen Gefinnungen. Man sprach von einer entschiedenen Leidenschaft zu der Gattin eines Freundes; öffentlich sah man sie nie mit einander. Ueberhaupt wußte man wenig von ihm zu sagen, außer daß er sich mit der englischen Literatur beschäftigte. Jene unglückliche Neigung zu der Gattin seines Freundes machte dem jungen Jerusalem das Leben zur Last und Qual, dem er durch einen Pistolenschuß im Herbst 1772, kurz nach Göthe's Entfernung von Wezlar, ein Ziel setzte. Dieses tragische Ende Jerusalem's war die letzte Veranlassung der Entstehung der Leiden des jungen Werther von Göthe, welche er in gänzlicher einsamen Zurückgezogenheit binnen vier Wochen beendete.

Wenn auch in anderer Richtung als Göthe und die um ihn näher versammelten Jugendgenossen gehörte Jerusalem, jenem engeren Kreise nicht angehörend, dennoch zu den Mitstrebenden jener Zeit, und auch sein Wohlspruch war: Vorwärts! Wie jene ihre Bestrebungen der Poesie hauptsächlich zuwandten, so war ihm die Philosophie Hauptgegenstand seiner Forschungen. Was Jenen die Phantasie, das war ihm der Verstand.

In seinem Nachlasse fanden sich fünf philosophische Abhandlungen. Es sind folgende: 1) Daß die Sprache dem ersten Menschen durch Wunder nicht mitgetheilt sein kann. 2) Ueber die Natur und den Ursprung der allgemeinen und abstracten Begriffe. 3) Ueber die Freiheit. 4) Ueber die Mendelssohn'sche Theorie vom sinnlichen Vergnügen, und 5) über die vermischten Empfindungen.

Mit Lessing innig befreundet, mit dem er während seines Aufenthaltes zu Braunschweig viel und innig verkehrte, sind diese Abhandlungen als Folgen freundschaftlicher Uneinigkeiten in philosophischen Materien, welche in Unterredungen darüber zwischen Beiden entstanden waren, anzusehn. Lessing achtete sie wie den Verfasser gleich hoch; und wirklich sind die Materien selbst von Interesse, welches durch die sich in den Abhandlungen entwickelnde Verstandesschärfe, die helle Auffassung des Gegenstandes und Klarheit der philosophischen Darstellung erhöht wird. Lessing, der klare, scharfe, kritische Genius würdigte sie in dem Maasse, daß er sie beim Publikum nach des Verfassers Tode einführte. Sie erschienen zu Braunschweig im Verlage des Waisenhauses 1776 unter dem Titel: Philosophische Aufsätze von R. W. Jerusalem, herausgegeben von G. E. Lessing, mit einem Vorworte des Letzteren.

Was könnte Gediegeneres, was den Verfasser und seine Geistesproducte Würdigenderes gesagt werden, als was Lessing sagt! Seine Worte mögen hier ihre Stelle finden, womit er Jerusalem's Schriften einleitet.

Der Verfasser dieses Aufsatzes war der einzige Sohn des würdigen Mannes, den Alle, welchen die Religion eine Angelegenheit ist, so verehren und lieben. Seine Laufbahn war kurz, sein Lauf schnell. Doch lange Leben ist nicht viel Leben. Und wenn viel denken allein viel Leben ist, so war seiner Jahre nur für uns zu wenig. Der junge Mann, als er in Wolfenbüttel sein bürgerliches Leben antrat, schenkte mir seine Freundschaft. Ich genoss sie nicht viel über Jahr und Tag, aber gleichwohl wußte ich nicht, daß ich einen Menschen in Jahr und Tag lieber gewonnen hätte, als ihn. Und dazu lernte ich ihn eigentlich nur von einer Seite kennen.

Allerdings zwar war das gleich diejenige Seite,

von der sich meines Bedünkens so viel auf alle übrigen schließen läßt. Es war die Neigung, das Talent, mit der sich alle gute Neigungen sowohl vertragen, welches kein einziges Talent ausschließt; nur daß man bei ihm so viele andere Talente lieber nicht haben mag, und wenn man sie hat, vernachlässigt. Es war die Neigung zu deutlicher Erkenntniß, das Talent, die Wahrheit bis in ihre letzten Schlupfwinkel zu verfolgen. Es war der Geist der kalten Betrachtung, aber ein warmer Geist und so viel schätzbarer, der sich nicht abschrecken ließ, wenn ihm die Wahrheit auf seinen Verfolgungen öfters entwichte, nicht an ihrer Mittheilbarkeit verzweifelte, weil sie sich in Abwege vor ihm verlor, wohin er schlechterdings ihr nicht folgen konnte.

Da wir einander selten oder nie als unter vier Augen sprachen, so war unser Gespräch immer sogleich gefunden. Das Näheste brachte uns immer auf das Entfernteste. Die Grundsätze einer gewissen ersten Philosophie, deren man sich lieber jetzt schämt, waren ihm sehr geläufig, und er hatte einen sonderbaren Hang, sie bis auf die gemeinsten Dinge des Lebens anzuwenden. Am liebsten kam er auf sie zurück, wenn ihm im Gebiete des Schönen, in dem Reiche der Empfindungen irgend eine räthselhafte Erscheinung aufstieß.

In solchen Gesprächen giebt es Uneinigkeit, und nicht selten wird wenig oder nichts damit ausgemacht. Aber was that das uns? Das Vergnügen einer Jagd ist ja allezeit mehr werth als der Fang, und Uneinigkeit, die bloß daher entsteht, daß Jeder der Wahrheit auf einer anderen Stelle aufpaßt, ist Einigkeit in der Hauptsache und die reichste Quelle einer wechselseitigen Hochachtung, auf die allein Männer Freundschaft bauen.

Das Ermattende, Abzehrende, Entnervende, womit fränkende oder um ihre Gesundheit allzu besorgte Geister diese Art von Untersuchung, diese Entwicklung unserer Gefühle, diese Zergliederung des Schönen so gern verschreien, war ihm nicht im Mindesten fürchterlich. Vollends die Entbehrlichkeit eines solchen Geschäfts dem jungen Genie predigen, ihm Verachtung dagegen einflößen, weil ein zu voreiliger Kunstrichter dann und wann crude Regeln daraus abstrahirt, schien ihm eine sehr mißliche Sache zu sein. Und wie sollte es

nicht? Man hintergeht, oder ward selbst hintergangen, wenn man die Regeln sich als Gesetze denkt, die unumgänglich befolgt sein wollen, da sie weiter nichts als guter Rath sind, den man ja wohl anhören kann. Wer leugnet, daß auch ohne sie das Genie gut arbeitet? Aber ob es mit ihnen nicht besser gearbeitet hätte? Es schöpft immer nur aus sich selbst, aber es wisse doch wenigstens, was es schöpft. Das Studium des menschlichen Gerippes macht freilich nicht den Maler, aber die Versäumung desselben wird sich an dem Coloristen schon rächen.

Wie empfindbar, wie warm, wie thätig sich dieser junge Grübler auch wirklich erhielt, wie ganz ein Mensch er unter Menschen war, das wissen seine übrigen Freunde noch besser als ich. Ich glaube ihnen Alles, was sie davon sagen. Wer zu deutlichen Begriffen sich zu erheben gewohnt ist, kann ja leicht sich wieder zu klaren herabstimmen und es bei diesen bewenden lassen. Aber warum wollen einige von ihnen mir nicht glauben, daß dieser feurige Geist nicht immer sprühete und loderte, sondern unter ruhiger und lauer Asche auch wieder Nahrung an sich zog, daß dieses immer beschäftigte Herz nicht zum Nachtheil seiner höheren Kräfte beschäftigt war, und daß diesen Kopf eben so wenig Licht ohne Wärme, als Wärme ohne Licht befriedigten?

Wenn ich auch also mit Bekanntmachung dieser Ueberbleibsel seines hellen Verstandes weiter nichts suchte, als in dem Andenken derer, die ihn liebten, sein Bild völlig zu ründen, wer wollte mich tadeln? Oder vielmehr, wessen Tadel wollte ich nicht über das Vergnügen verschmerzen, auf einen kleinen Dank aus jener Welt rechnen zu dürfen? — Doch weit gefehlt, daß der innere Werth dieser Ueberbleibsel mich nicht auch bei denen rechtfertigen sollte, denen mein junger Freund nichts war, die jetzt bloß den Schriftsteller in ihm suchen, wozu ich mehr auf meine, als auf seine Gefahr ihn mache.

Der Stoff dieser Aufsätze ist mehrmals der Stoff unserer Gespräche gewesen. Wenn ich mich auf Alles besinnen könnte, was darüber abgeredet worden, so könnte ich vielleicht einige nicht unbeträchtliche Zusätze liefern, Zusätze, welche weder dem einen, noch dem andern, sondern Beiden ge-

hören würden, so wie es sich von allen Resultaten freundschaftlicher Unterredungen versteht, die kein Socrates anspinnt und heimlich leitet.

Man stößt sich nicht an einige unförmliche Posten, welche der Bildhauer in einem unvollendeten Werke, von dem ihn der Tod abgerufen, hat müssen stehen lassen. Man schätzt ihn nach dem, was der Vollendung darin am nächsten kommt.

Lied der deutschen Landwehr.

Frisch auf, ihr Männer treu und gut,
Wischt ab die Abschiedszähre!
Dem Vaterland ist euer Blut,
Der deutschen Männerehre!
Frisch in das Feld, frisch in den Streit
Und weicht keinen Finger breit
Im ehrlichen Gefechte
Von eurem guten Rechte!

Noch grün ist unser Lorbeerkranz,
Noch prangen unsre Narben,
Als wir im kühnen Siegestanz
Um deutsche Freiheit warben,
Als wir in heißer Frankenschlacht
Das alte Sprichwort wahr gemacht
Von deutscher Männerehre,
Von deutscher Volkewehre!

Die Braut, die wir nach rechter Art
Erstritten und errungen,
Zur fürstlichen Maitresse ward
Zu unserm Schimpf gezwungen!
Wir glaubten unsrer Fürsten Wort
Als heiligem Wort, als unserm Hort,
So leicht es war gesprochen,
So leicht auch ward's gebrochen!

Und hatten wir auf Sand gebaut,
Wir wollen nicht verzagen
Und für die heißersehnte Braut
Gern Blut und Leben wagen;

Wir wollen sie aus Noth und Haft
Befrein durch unsres Armes Kraft,
Wenn nicht, im kühnen Werben
Als freie Männer sterben!

Freischuf, ihr Männer treu und gut,
Wischt ab die helle Zähre!

Dem Vaterland ist euer Blut,

Der deutschen Männerehre!

Kein Fürstenwort ertönt uns heut,

Das deutsche Volk ruft uns zum Streit,

Sein Wort, mit Ernst gesprochen,

Wird nimmer uns gebrochen!

Ludwig Köhler.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Weimar.

Spät Abends traf ich in Weimar, diesem einst so gefeierten Musensitz, ein und fand nach längerem Umherirren in den Straßen, die so köstlich beleuchtet waren, daß italienische Bravos an jeder Straßenecke unerkannt ihr Mordhandwerk hätten treiben können, eine Ruhestätte für meine müden Glieder. Obgleich ich Alles ernstlich fliehe, was mich an Rußland erinnern könnte, das Land, wo Menschen die mit ihnen aus gleichem Staub Geborenen mit kaltem Blut todtknuten lassen, so mußte ich doch in Weimar, wollte ich nicht länger auf den so herrlich beleuchteten Straßen herumirren, im „russischen Hof“ mein Quartier machen. Auf Reisen, wo nach Strapazen die Ruhe und Pflege doppelt nöthig ist, kann es für den Touristen nichts Unangenehmeres geben, als von seinem Unstern in ein schlechtes Hotel geführt zu werden. Heute hatte mich mein guter Genius geleitet, denn im russischen Hof fand ich Alles so comfortable, wie man es kaum in den größten Gasthöfen europäischer Hauptstädte erwarten darf. Entschlossen, einige Tage in Weimar zu verweilen, ließ ich mich am folgenden Morgen durch einen Cicerone in der Stadt und dessen Umgebungen herumführen. Nachdem ich Göthe's und Schiller's Haus besucht hatte, in welchem ersteren jetzt der russische Gesandte, Hr. v. Maltiz, selbst Dichter und einer der lebenswürdigsten Männer, wohnt, führte mich mein Cicerone nach Weimars neuem Kirchhofe. In der dort erbauten Fürstengruft ruhen mitten unter den fürstlich

Geborenen die Gebeine der zwei größten deutschen Dichter. Ein heiliger Schauer durchzuckte mein Inneres und in wehmüthigen Betrachtungen versunken stand ich neben den Särgen der Dichterkönige, deren Werke von ganz Europa bewundert werden. Auch zeigte man mir noch auf dem Kirchhofe die Ruhestätte des Dichters Stephan Schüz und das Grab des ehemals so gefeierten Kapellmeisters Hummel. Ernst gestimmt, wie ich war, eilte ich vom Kirchhofe zur Bibliothek, deren bedeutende Büchersammlung und Kunstschätze mir mit der größten Zuverlässigkeit von dem Bibliothekar Kräuter gezeigt wurden. Die großherzogliche Bibliothek besitzt einen ungeheuern Reichthum von Büchern und Kunstwerken aller Art, die in bewundernswerther Ordnung in den Räumen der Bibliothek aufgestellt sind. Mir ist eine Sammlung von Geistesproducten großer Männer, wie sie die Bibliothek zu Weimar besitzt, eine würdigere Anerkennung ihrer Verdienste, als eine bairische Walhalla.

Weimars Umgebungen sind freundlich und schön, und was die Natur versagt, hat menschlicher Fleiß und Kunst ersetzt. Zu dem reizend gelegenen Lustschloß Belvedere führt eine herrliche Kastanienallee, die dem Wanderer Schatten gewährt. Belvedere selbst besitzt einen schönen Park so wie eine nicht unbedeutende Sammlung von ausländischen Gewächsen, für deren Anschaffung der hochselige Großherzog Carl August, dieser Beschützer der Künste und Wissenschaften, sehr viel gethan hat. Jetzt verwendet man beinahe nichts mehr auf den Ankauf fremder Pflanzen, und Alles was von Seiten des großherzoglichen Hauses für die Gärtnerei gethan wird, besteht darin, das, was schon da ist, zu erhalten. Von meinem Wirth, Fressel, wurde ich auf das von dem Erbgroßherzog restaurirte Schloß Ettersburg aufmerksam gemacht, und er theilte mir mit, daß der Fürst Pückler-Muskau erst vor Kurzem unter seiner Leitung Anlagen zu einem Parke habe machen lassen. Der Weg dahin führte mich an der Stelle vorbei, wo zur Zeit des glorreichen französischen Kaiserreichs fast alle gekrönten Häupter Europas eine große Stelljagd auf Hirsche gehalten hatten, eine Begebenheit, auf die bis heute jeder Weimeraner stolz ist, und Großeltern zeigen jetzt noch mit tiefer Ehrfurcht ihren Enkeln und Enkelinnen den Ort, wo Europa's Helden gewandelt haben. Ettersburg selbst ist ein unbedeutendes Dorf am nördlichen Saum des Ettersberg. Das Schloß liegt am äußeren Westende des Dorfes und ist von einem hübschen Garten umschlossen, den man kunstgeübten Händen anvertraut hat. Im Schlosse selbst, dessen Zimmer in Rococco meublirt sind, befindet sich eine sehenswerthe Sammlung von Antiken aller Art; im Speisesaale steht eine Tafel, die aus einem Kloster Baierns nach Ettersburg gewandert war, und an der jetzt, anstatt der feisten Mönche, diese Schmarogerpflanzen der menschlichen Gesellschaft, schlanke Hofcavaliers

und schmachtende Fräuleins speisen, welche hier eben so, wie einst die Mönche, die Tafel durch die Güte Anderer gedeckt finden.

Fürst Pückler-Muskau hatte sich mit seinen Parkanlagen darauf beschränkt, einen Theil des Waldes zu lichten, und auf seinen Befehl waren die schönsten Büschen unter dem Beil der Holzhauer gefallen. Man soll ihm höhern Orts für diesen Dienst wenig Dank gewußt und der vagirende Gärtner Weimar mit den Worten verlassen haben: „Ich komme nicht wieder, man hat mich zu sehr gekränkt.“ Möge sich der Fürst mit so vielen Andern trösten, die ebenfalls ihre Verdienste nicht anerkannt sahen und es sich zur Warnung dienen lassen, nie da etwas zu unternehmen, wo die Herren zu gut sind und die Diener zu viel Willen haben. Am Nachmittag besuchte ich die Kirche von St. Peter und Paul, deren Küster, nichts weniger als faul, mir mit dem Ernst eines Patriarchen alle dort befindlichen Sehenswürdigkeiten zeigte. Im Schiff der Kirche befindet sich Herder's Grab, zu dessen Denkmal schon seit längerer Zeit Beiträge gesteuert worden. Das herrliche Altarbild von dem großen Meister Lucas Kranaich ist von der geschickten Hand des Künstlers Lieber mit vielem Fleiß und Geschick restaurirt und dadurch der Kirche eine ihrer schönsten Zierden erhalten worden. Wahrscheinlich zum Zeichen der kirchlichen Armut und Einfachheit befindet sich in der Kirche eine Sakristei, die so weltlich eingerichtet ist, daß man sich in dem Boudoir einer Weltbame von Rang zu befinden glaubt, wenn nicht Gebetbücher und Chorröcke an die Kirche erinnerten. Uebt man so die von Christus vorgeschriebene Einfachheit? Was soll das Volk von den Verkündern der göttlichen Religion denken, wenn sie von der Kanzel herab das Anathem über Luxus und Prunk sprechen und sich selbst in weltlichem Prunk gefallen?

Wie Wohlunterrichtete mir versicherten, soll unter

denen in Weimar lebenden Literaten manche sich befinden, welchen Talent zum Fach nicht abzuleugnen wäre und die gewiß etwas Tüchtiges leisten würden, sobald sie ihre Zeit nur den schönen Wissenschaften widmen könnten und nicht dem Brodstudium Alles opfern müßten. Einen Carl August werden die Weimeraner wohl nicht wieder bekommen, und noch heute segnen sie das Andenken dieses hohen Beschützers der Künste und Wissenschaften. Leider fühlen nur noch wenige deutsche Regenten den Beruf in sich, mit ihrer weltlichen Macht und ihren Glücksgütern junge Talente zu unterstützen; um wie viel tüchtige Männer würde Deutschland wohl reicher sein, wenn nicht so mancher talentvolle Mann in Kampf mit Noth und Elend unterginge. Das Talent gleicht einer jungen Pflanze, die der sorgfältigsten Pflege bedarf, um zu gedeihen. Wie man mir erzählte, hat ein in Weimar lebender Dichter, C. Sondershausen, die Idee, Sr. Königl. Hoheit dem Großherzog ein Album zu überreichen, das aus Beiträgen vaterländischer Dichter bestehen soll; mir dünkt es fast, als wolle man dadurch sub rosa den hohen Herrn an etwas erinnern, was er vergessen zu haben scheint. Möge der Erfolg den Hoffnungen entsprechen und auf's Neue Kunst und Wissenschaft erblühen.

Weimars Theater betrat ich mit großen Erwartungen, wozu mich die ehemalige Theilnahme von Göthe und Schiller für diesen Thaliatempel berechtigte, denn wo solche Herren gewirkt, durfte ich wohl auf etwas Gediegenes rechnen. Wie schrecklich wurde ich getäuscht; von den Schauspielern waren die meisten noch unter Mittelmäßig, und andere hätten sich und Weimars Bühne nur genügt, wenn von ihnen nie die Bretter betreten worden wären. Ueberhaupt hörte ich von einigen Gebildeteren sehr über das Repertoire der Bühne klagen, französische Lustspiele wären in der Tagesordnung, während die Werke deutscher Dichter vernachlässigt würden.

Literatur und Kunst.

Göthe und die Kritik der Gegenwart.

Es ist eine ausgemachte Sache, daß die Individualität eines bedeutenden Autors aus einer früheren Periode zu jeder späteren Periode und ihren Ansichten in ein immer anderes Verhält-

niß, in eine immer neu gemodelte Stellung tritt, denn — „die Zeiten ändern sich und wir ändern uns mit ihnen“, wie schon ein Römer und gewiß besonders in diesem Sinne sagte, da der Ausspruch bloß in Bezug auf Gesicht= oder Körper=änderung doch etwas Trivialeres enthielte, als man von einem Dichter erwarten kann. Der erste

Theil jenes Spruches hat sich vorzüglich an Göthe herausgestellt, aber die Worthaber der Neuzeit wollen den zweiten Theil an sich selbst nicht wahr haben. Ich ziele hiermit auf einen Artikel, betitelt: „Jean Paul in religiöser und politischer Hinsicht. Letzteres besonders im Verhältniß zu Göthe,“ — welchen unlängst die Hamburger literarischen und kritischen Blätter, redigirt von Ludolph Mienbarg, brachten. Der Verfasser jenes Artikels sagt zwar selbst: „Ich weiß, man läßt mich diese Diatribe gegen Göthe schlimm entgelten,“ und fordert damit gleichsam eine Niederkämpfung seiner Ansichten heraus, aber ich bevorworte ausdrücklich, daß ich mich dadurch eben so wenig als durch seine postdiluvianische Polemik habe reizen lassen. Eine Polemik kann mit Grund und Recht eigentlich nur erhoben werden, wenn etwas wesentlich Neues, eine aus eigenem Nachdenken geschöpfte originelle Ansicht keck in die Schranken tritt und den Fehdehandschuh hinwirft. Sagt oder bringt der Verfasser jenes Artikels, „jener Diatribe gegen Göthe“, uns aber etwas Neues, ist sein zweites, angeflochtenes Thema nicht das abgedroschenste von der Welt? Ist es jetzt noch eine Kunst, gegen den politisch indifferenten Göthe zu sprechen, und müßte es nicht zum Ekel werden, solche „Diatribe“ immer von Neuem zu bekämpfen, da die Zeit wahrlich Anderes zu thun hat, trotz allen halben, zerfahrenen und einseitigen „Diatriben“, und sie lieber ein anderes Verhältniß, in dem sie zu Göthe steht, auffassen und beleuchten sollte, um sich zu spiegeln. Den sogenannten Classikern ergeht es überhaupt schlecht von unserer politischen und „gesinnungstüchtigen“ Gegenwart, die nichts Eisrigeres zu thun hat seit einem Decennium, als sie durch Tageskünste hinterrücks todzuschlagen, um sich nicht mit ihnen messen lassen oder nicht mit ihnen in die Schranken des Geistes und Geschmacks treten zu dürfen. So war es, um des Beispiels wegen nur noch Eins zu bemerken, wenn ich nicht irre Karl Grün, der in einer mehrtheiligen Schrift den politischen Schiller auf gut radicalisch niederdonnerte, um der Welt zu zeigen, welch' ein oberflächlicher Wicht dieser Schiller, doch gegen ihn, den forschen Karl Grün, sei, und wie sehr man recht habe im gebildeten

Publikum, wenn man sich um die großen historischen Dramen jenes angeblichen Heroen nicht viel mehr bekümmere, um sie lieber ganz in Staub und Moder liegen zu lassen, um an seiner politischen Seele nur nicht länger Schaden zu leiden. Weil die Zeit und ihre Jünger im einseitig blinden Eifer sich und Andere so gerne mißverstehen, um Stoff zu neuen „Diatriben“ zu bekommen, die sie für höchst originell aus ihrem radicalen Kopfe entsprungen halten, so will ich hier ausdrücklich erinnern, daß ich weder in politischen noch in ästhetischen Dingen dem Justmilieu oder gar Servilismus angehöre, sondern daß ich eben der wahren Freiheit, welche auch frei ist von Einseitigkeit, Halbheit und temporeller Beschränktheit, huldige, und nur nicht zugeben will, daß man in subjectiver Suffisance von seiner bloß mit rothem Sand bedeckten kleinen Erdscholle die ganze Welt mit allen Thälern und Bergen, Meeren und Flüssen übersehen und beurtheilen zu können meint. Will man gegen Göthe in staatsbürgerlicher Hinsicht polemistren, so thue man es objectiv, so richte man ihn in welthistorischer Entwicklung nach dem Gang der Cultur und öffentlichen Meinung und verweile dann besonders bei jener Periode, wo der gegenwärtige Mensch, „da der Mensch dem obigen Verfasser doch nur darnach etwas werth ist, was er unter den Verhältnissen aus sich selbst macht“ — seinen Impuls, seine ganze politische Bildung und politische Weisheit nicht aus Germanien, sondern doch immer nur zufällig aus dem in Revolutionen sich immer mehr potenzirenden, ausströmenden Frankreich erhielt, wo die weiche, empfängliche Jugend — Jugend und der dreiundachtzigjährige Göthe schon hart, erstarrt, für jeden äußeren, sinnlichen Eindruck unempfindlich war. Oder — darf ich kurz noch an die Fabel von dem todtten Löwen und dem Esel, in usum delphini, oder an jenen alten Grenadier und das sechszehnjährige Offizierchen erinnern: Bei Gott! wären Sie — symbolisch, dem Zeitgeiste nach, nicht mein Vorgesezter, ich —.

Daß Göthe also in politischer Hinsicht ein Antipode unserer Zeit war, daß ich nicht, gleich der Jugend, die nach 1813 geboren wurde, sein mußte, sage, ist seit Börne eine jedem Kinde

bekannte Sache, und ein irgend verständiger, geschweige vernünftiger Literat sollte sich mit solcher — doch nur selbstvernichtenden — „Diatribe“ gegen den todtten Löwen nicht länger beschmuhen, denn wohlberkmt Börne schrieb lange vor Göthe's Tode, aus individueller Ansicht, als der Letztere sich noch vertheidigen konnte, wenn er wollte, statt als Zeittragöde zu leiden. Nicht so bekannt aber ist es, wie sehr der alte todtte Göthe die Kritik der Gegenwart noch niederdonnern, wie große Pietät und Macheiferung er noch von ihr verlangen kann, sobald von der Kunst und Kritik überhaupt als von dem sogenannten „Nationaltheater“ insbesondere die Rede ist. Ist unsere Zeit groß in Kritik, schafft sie wirklich ein „Nationaltheater“, so zeige sie es, so rufe sie den alten Göthe heraus, der nicht bloß kein Politiker quand même sein wollte, sondern der auch sein ganzes Leben am Hofe, lange Jahre Minister war, der also unmöglich, damals eben so wenig als jetzt ein Minister, Ansichten des Volkes aussprechen konnte, und sein poetisches Ich nicht zur oberflächlichen, perfiden Lüge, sein Herz nicht zur Mördergrube machen konnte. Das aber wollen diese Kritiker, und diese von ihnen verlangte Zwitternatur in dem Menschen und Dichter nennen sie Wahrheit. In der That, es wirft diese Kritik, dieses Verlangen ein arges, grelles Schlaglicht auf so manche laute Stimme des — wahren, innerlich redlichen und treuen Liberalismus! Ist wirklich Jemand so feck zu behaupten, Jean Paul wäre Er selbst gewesen, hätte so gegen die Ungunst seines Schicksals, aufgeregt durch die vieljährige Misachtung und Ignorirung seiner Zeit, gesprochen, wenn er statt in voigtländischer, gedrückter Einsamkeit als Dorfgeborener, als ursprünglicher Patriciersohn auch am Hofe gelebt hätte? Zeige man doch lieber, um den illiberalen Göthe zu vernichten, wo dieser direct gegen die freie Volksentwicklung gewirkt und ver-

dammend gesprochen, daß er die zufälligen Tagesblätter absolut in der Ansicht niedergelegt, damit sie späteren, entwickelteren, in einer glücklicheren Periode und Stellung geborenen Geschlechtern Zeugniß geben sollten von seiner tyrannischen Gesinnung.

Lerne die Kritik der Gegenwart im Verhältniß zu Göthe, der, wenn er auch Astrologie, Mineralogie u. trieb, doch immer wissenschaftlich blieb und nicht belletristisch zerfloß, wie zu Jean Paul demnach erst sich selbst erkennen, greife Sie aus Jean Paul nicht bloß das auf, was ihr behagt, allein behagen kann, sondern gestehe sie ehrlich und redlich, ob sie neben den Tugenden auch zugleich die Untugenden des Mannes anerkennt, und ob, die Politik, unser alleinseligmachender — Glaube, abgerechnet, Göthe nicht recht hatte, wenn er als Künstler wenig von Jean Paul sprach, dem ganz und gar unkünstlerischen, trotz dem daß dieser eine geniale Vorschule der Aesthetik schrieb. Trachte unsere, durch Politik und politische Redensarten allein ein „Nationaltheater“ schaffen wollende Jugend doch vor allen Dingen nach größerer Umsicht und Gründlichkeit, nach Ausbildung in ihrer ganzen dramatischen Bildung, und verrathe sie nicht täglich mehr und mehr dieses „social wichtige Institut“ an Ausländerei, das heißt an das Franzosenthum, und damit an Unwahrheit und Unnatur. Der deutsche Liberalismus muß vor Allem liberal gegen sich selbst und sein Germanenthum sein, er muß gegen jede und deutsche unreinheit in Kunst, Kritik und Leben mehr vernichtend auftreten als — gegen die Resultate entschwundener Zeiten, auf deren Adlerflügeln Pygmäen und Zaunkönige hansen, und wenn sie die Idee der Freiheit in eigener Unfreiheit erblicken, ausrufen: „Sieh, sieh, wie groß, wie hoch ich bin! —“

Christern.

Dresden.

Königl. Hoftheater.

Repertoire.

Juni 21. Fra Diavolo. Oper. — Theater am Lincke'schen Bade: Der Verräther. — Zum ersten Male: Johann, der muntre Seifensieder. Liebespiel in 2 Acten, von Freimund Volkmann. (Nach der allbekanntesten Anekdote in ziemlich breiter Weise dramatisirt, und mit einer Masse zum Theil neuer, zum Theil alter Musikstücke verbrämt. Das Ganze hat ansprechende und unterhaltende Einzelheiten, trägt jedoch weder im dramatischen noch musikalischen Theile Spuren von Originalität und tieferen Werthes an sich. Herr Heese in der Haupt- und Titelpartie entfaltet nicht nur seine Hauptstärke, jenen zum Herzen des Zuschauers sprechenden, wohlthuenden, gemüth-

lichen Humor, sondern leistete auch in den zahlreichen Gesangsstücken in der That so viel, als in derartigen musikalischen Kleinigkeiten von einem Schauspieler, der keineswegs Sänger von Fach ist, nur irgend zu erwarten ist. Die Herren Käder und Koch als Feldwebel Stange und Engländer Mourning ließen es an fleißiger Unterstützung der Hauptpartie und möglichster Charakterisirung ihrer Rollen nicht fehlen. Fräul. Wächter, Köschen, sollte gar nicht junge Rollen spielen, da sie vermöge ihrer ganzen äußeren Erscheinung und sonstigen Leistungsfähigkeit nur zur Unterstützung ihrer für ihr Genre recht braven Mutter in alten Rollen zu genügen vermag.) — 22. Muttersegen. — 23. Die Regimentstochter. Oper. — 24. Theater am Lincke'schen Bade: Doctor Faust's Hauskämpchen. — 25. Don Cesar von Trun. — 26. Der Liebestrank. Oper. Remorino — Herr Mertens, vom k. k. Theater an der Wien, als letzte Gastrolle. — 27. Das Urbild des Tartüffe.

Feuilleton.

Die „Sonntagsblätter“ theilen folgenden interessanten Brief von F. v. Genz mit, der an eine nun verstorbene hochgestellte Dame gerichtet ist. „Der Tod Schiller's ist für mich so erschütternd, daß ich es Ihnen fast übelnehme, wie gleichgültig Sie davon sprechen. Lange möge Göthe noch leben! Wäre die Frage, was für Deutschland's bestes Interesse ungünstiger gewesen wäre, daß kein Göthe oder daß kein Schiller — überhaupt gelebt hätten, so entscheide ich für das erste. Wenn ich aber dann zu wählen gehabt hätte, wer jetzt lieber sterben sollte — Gott verzeihe es mir! — ich würde nicht so gewählt haben, als Er. Göthe hat sein Bestes gethan; seine Laufbahn ist im Ganzen vollendet; aber Schiller hatte noch eine ganz neue betreten; und in dieser, das weiß ich, hätte er etwas Unendliches gewirkt. Man muß sich unterwerfen; aber einen solchen Geist so auf einmal verstummen und verschwinden zu sehen, ist gräßlich. Es geht ohnehin Alles so übertrieben und furchtbar schlecht.

Feiertage. Die Christen feiern den Sonntag, die Griechen den Montag, die Perser den Dienstag,

die Aegypter den Mittwoch, die Aegypter den Donnerstag, die Türken den Freitag, die Juden den Sonnabend — und die Faulenzer alle Tage. —

Charakteristik berühmter Geigenspieler. Paganini's Geige war bizarr im Schmerz und burlesk in der Freude; Lipinsky's Geige ist eine Heldin; Lafont's Geige eine Pariser Salon-Dame, elegant insinuant; Spohr's Geige deutsch, kräftig, mehr Gedanken als Worte; Beriot's Geige ein liebliches Mädchen, einschmeichelnd, naiv, verlockend, ohne große Tendenzen; Die Bull's Geige eine Cacha-Tänzerin, castagnettenschlagend, gedankenlos, pirouettirend; Ernst's Geige eine reizende, schmachtende Schöne, etwas wehmüthig, eine Taube die noch im Fluge ist; Molique's Geige ist eine Violine; sie ist die singende, fühlende, seeleninnige, betende, weinende, süßathmende Königin der Instrumente; Mayseder's Violine, die keusche, deutsche, reine, tiefsinnige Geige; Humann's Geige, eine im Mondschein wallende Freundin, die uns aus Blüthengängen Küsse und Grüße zusendet, voll von Sympathie und Seelenverwandtschaft; Bieur.

temp's Geige ist seine Kunstbraut, er kennt ihre kleinen Launen, Capricen und Klettereien, nur ist ihr Inneres ihm ein Geheimniß geblieben.

Ein englischer berühmter Arzt hatte vor einiger Zeit eine Audienz bei dem Kaiser von China. Der Kaiser fragte ihn unter andern, wie man in England die Aerzte bezahle; der Befragte erzählte ihm nun wie man es in seinem Vaterlande damit halte. Der Kaiser lächelte und sagte: „Unmöglich können sich Ihre Landsleute dabei wohl befinden. Ich dagegen mache es anders. Ich habe 4 Aerzte und bezahle ihnen ein wöchentliches ansehnliches Honorar. Werde ich krank, so stelle ich die Zahlung ein, bis ich wieder gesund bin; daher sind meine Krankheiten nur von kurzer Dauer.“ — Ein probates Mittelchen, um bald wieder hergestellt zu werden! —

Ein Deutscher, welcher mehrere Jahre in Algerien lebte, giebt uns von den Frauen der Araber folgende Schilderung. „Das schöne Geschlecht ist im Ganzen nicht schön zu nennen, obgleich ein schlanker Wuchs, eine regelmäßige Gesichtsbildung ihnen nicht abgesprochen werden kann, so fehlt ihnen doch das eigentliche Wesen der Schönheit, Seele und Gemüth. Sie sehen fast alle gleich aus; nur zwei Leidenschaften spiegeln sich in ihrem Gesicht ab — Liebe und Haß, alle feineren Nuancen fehlen. Die verheiratheten Frauen sieht man nur selten außer dem Hause, und dann nur verschleiert. Die Mädchen leben weniger eingezogen, bei Sonnenaufgang kann man sie mit steinernen Krügen auf der Achsel zu den öffentlichen Brunnen wandeln sehen, ein ächt orientalisches Bild. Die Araberinnen tragen ein weißes wollenes Gewand, welches unter der Brust mit einem Gürtel befestigt ist. Um den Kopf haben sie ein weißes Tuch gewunden. Als Schmuck tragen sie gewöhnlich Ringe in den Ohren und um die Knöchel der Füße. Ihr Fuß, der immer nackt ist, ist in der That schön zu nennen. Diese Ringe sind bei Frauen niedern Standes von Silber, bei denen höhern Standes von Gold. Das Weib ist hier nur Sklavin; von jener ritterlichen Huldigung der Frauen, wie bei den alten Mauren Spaniens, findet man außer in Liedern und Märchen, nirgends eine Spur. Sie sitzen den größten Theil des Tages mit untergeschlagenen Beinen und mahlen auf einer Handmühle Getreide. Schon mit dem 20. Jahre beginnen hier die Weiber abzublühen und mit dem 30. sind sie alte Matronen. Die Knaben werden bis zum 7. Jahre von den Weibern erzogen, alsdann erhalten sie einen Burnuß und ein Pferd und dürfen nicht mehr mit den Frauen essen.“

Das große Hospital in Algier (l'hospital du Dey), liegt an der Westseite der Stadt in den ehe-

maligen Gärten des Dey, am Abhange des Sahel, unter dem mißernden Einflusse des nahen Meeres, seine Lage ist dadurch gesund und reizend. Das Schloß des Dey's dient jetzt den Verwaltungsbeamten und Kranken Offizieren zur Wohnung; in den weitläufigen Gärten hat man eine große Anzahl Baracken aufgeschlagen und diese bilden das eigentliche Militairhospital. Die Räume können gegen 8000 Menschen aufnehmen und doch fehlt es oft an Platz die von allen Seiten herbeiströmenden Kranken unterzubringen. Die Baracken sind im Ganzen gut gebaut und mit Betten versehen. Die Behandlung und Pflege der Kranken ist ziemlich gut für afrikanische Verhältnisse; der Hunger muß freilich am meisten zur Herstellung der Leidenden beitragen. Unter Bugaud's Leitung sind schon mehrere dieser Baracken verschwunden und regelmäßige massive Gebäude zur Krankenpflege an deren Stelle errichtet worden.

Guskow fällt über die deutschen Universitäten folgendes scharfe aber wahre Urtheil: „Es ist eine Thatsache, daß wir durch unsere Universitäten ärmer als reicher sind, langsamer als schneller fortschreiten, verworrener als klarer denken. Die akademische Freiheit der Studenten absorbiert drei Jahre lang die Poesie der Jugend und liefert später in die practische Carriere neben vielen wirklich gereiften Jünglingen, eben so viele ausgelebte und verwelkte Charaktere, die sich vom Freiheitsbrause in den Kagenjammer der Stellenjagderei und des nur noch auf Beförderung gerichteten Egoismus stürzen, unsre künftigen Beamten, die sich schon auf der Universität bei dem meist hündischen Servilismus des „Philisters“ in Universitätsstädten, der sich stoßen und schinden läßt, nur um Geld zu verdienen, jene Achtung vor dem Volke, dem Bürger, dem gemeinen Manne methodisch erworben haben, die sie künftig als Richter und Rätthe an den Tag legen.“ „Nicht die Freiheit“, sagt er weiter, „die nun einmal auf Universitäten da ist, sollte man einschränken, wohl aber sie an einem höheren Dritten zu einer höheren Wahrheit werden lassen, sie mit einem größeren Bau, der kolossaler als sie selber ist, überwölben: sie sollen Institutionen unterordnen, die als ein großes politisches und nationales Ganzes die Universitäten von selbst in eine abhängige und dem Gesamtzweck dienende Stellung einweisen müssen. Es ist auch dies ein großer Vorzug der konstitutionellen Regierungsform, daß sie den Universitäten noch überall ihre Staat im Staate machende Bedeutung genommen hat.“

Buther sagt mit Recht: „Hüte dich vor den Schleichern, die Raucher thun dir nichts.“

Die meisten Häuser in Sevilla haben einen innern Hof der mit Säulengängen umgeben ist. Hier hält man sich während des Sommers auf. Dieser Hofraum

ist mit einer Leinwand überspannt, die man mehrmals des Tages mit frischem Wasser besprengt und Abends wieder wegnimmt. Die Thüre, welche auf die Straße führt ist immer offen, der Weg dagegen zum Hofe mit einem zierlich gearbeiteten Gitter stets verschlossen.

Wenn ein Spanier einen Fremden eine Cigarre reicht, hat der letztere ein Recht auf des erstern Gastfreundschaft, wie im Orient gemeinschaftlich genossenes Brod und Salz.

In Spanien wird jeder Reisende, welcher keine Muffen von Kattun oder Seidenwaaren mit sich führt, für einen Engländer (Inglesito) gehalten.

Zu Ingolstadt erschien im Jahr 1610 ein Buch mit nachstehender Zueignung: Der allerheiligsten, großmächtigsten und unüberwindlichsten Fürstin und Frauen, Frau Jungfrau Maria, gekrönten Kaiserin, des heiligen Reichs Großherrscherin, gebornen Königin in Israel, Fürstin von Juda u. s. w. Unterzeichnet: Ew. jungfräulichen Kaiserlich Königlich Majestät allerunterthänigstes, allerdemüthigstes und allerverworfenstes Knechtle. —

Unter der Regierung des Kurfürsten Carl Theodor von Baiern, eiferte ein Karmeliter einst von der Kanzel: „Liebe andächtige, rechtgläubige Christen, morgen wird eine große Prozession sein; ihr werdet vor vielen Fenstern Freimaurer und Antichristen sehen, die euch im Stillen verspotten; daher waffnet euch mit heiligem Eifer, nehmt Steine und werft sie nach ihnen.“ — Der Jesuit und Hospater Frank schickte diesem fanatischen Eiferer für seine Predigt ein halbes Duzend Flaschen alten Weines.

Die „Leipz. Theater-Chronik“ erzählt: Als auf dem Hoftheater zu Weimar Göthe's „natürliche Tochter“ zum ersten Male aufgeführt wurde, wollte es der Zufall, daß 2 jeneser Studenten neben der Loge des anwesenden Dichters ihre Plätze genommen hatten. Nachdem der erste Act ohne irgend ein Zeichen von Beifall vorüber war, sagte einer der Studenten zu dem andern: „Du, von wem ist denn eigentlich das Stück?“ — „Ei, von Vulpus“, lautete die Antwort. Göthe hörte es und sagte ärgerlich: „Sie irren, meine Herren, es ist von Göthe!“ — „Pah!“ nahm einer der Studenten das Wort, „das glaub' ich nicht!“ — „Meine Herren“, fuhr der Dichter ein wenig gereizt fort: „ich muß das besser wissen, denn ich bin selbst Göthe!“ — Die Studenten schwiegen. Als der letzte Act vorüber, der Vorhang gefallen war und der Beifallssturm nicht losbrechen wollte, trat einer der Studenten zu Göthe heran, klopfte ihm vertraulich auf die Schulter und sagte: „Sehen Sie, das Stück ist doch

von Vulpus!“ — Eine kurze aber bündige Recension! —

In Hamburg starb kürzlich der jüdische Gelehrte Herr Heimann Joseph Michel. Durch diesen plötzlichen Tod hat nicht allein die dortige israelitische Gemeinde, sondern auch die jüdische Wissenschaft einen schmerzlichen Verlust erlitten. Der Verstorbene war im Besiz einer der reichsten Sammlungen alter jüdischer Handschriften (größtentheils auf Pergament geschrieben), wie solche vielleicht Europa nicht mehr aufzuweisen hat. Man befürchtet allgemein, daß die Engländer kein Mittel unversucht lassen werden, sie, wie sie es schon früher mit der berühmten Oppenheim'schen Bibliothek gethan, an sich zu ziehen; dadurch ginge für Deutschland ein bedeutender Schatz verloren. Möge daher eine jüdische oder christliche Geldmacht sich ein unsterbliches Verdienst erwerben, diese Sammlung anzukaufen und sie einer der deutschen Bibliotheken zum öffentlichen Gebrauche übergeben.

Als ein warnendes Beispiel, wie vorsichtig man bei dem Gebrauch von Schießgewehren sein muß, diene folgender trauriger Vorfall: Bei dem kürzlich in Ehrenbreitstein abgehaltenen Preisvogelschießen bediente sich einer der Schützen einer Büchse, vor deren Gebrauch er vielfach gewarnt wurde, weil die Schwanzschraubengewinde sehr defect waren. Demungeachtet schoß er mehrmals daraus. Beim 4. Schuß flog die Schwanzschraube heraus und zerschmetterte dem Unglücklichen den Schädel dergestalt, daß er nach 2 Tagen seinen Geist aufgab. Wäre die verhängnißvolle Schraube nicht in eine Mauer geflogen, würde sie bei dem Menschengedränge noch größeres Unglück angerichtet haben.

In Berlin wird das fünfundsanzigjährige Jubiläum des Freischuß gefeiert. Diese Oper hat auch keiner Bühne so bedeutende Summen eingebracht, als der Berliner.

Das Talent des bekannten Wiener Komikers Weidmann ward durch folgenden Witz entdeckt, den er als Statist in einem Trauerspieler als Beisitzer eines Gerichts machte. Nachdem der Gerichtspräsident das Factum vorgetragen, hat er nämlich an die Beisitzenden die Frage zu richten: „Nun, was sagen Sie dazu?“ — Der Schauspieler an dem sie gerichtet war, machte eine Pause, zufällig heftete der Präsident seinen Blick auf Weidmann, dieser antwortete ungerufen ganz trocken: „Ja! was kann man denn für einen Zehner noch viel sagen!“ (jeder Statist erhielt nämlich für die Vorstellung ein Honorar von 10 Kreuzern). Alles lachte; man ward aufmerksam auf ihn und von dieser Zeit an begannen die vortrefflichen Leistungen, die sogar Iffland entzückten.

Eine treffliche Bemerkung. Als die Sängerin B. im Theater zu A. sang, rief ein Enthusiast in höchstem Entzücken: „Ach, wie sie die Töne küßt!“ Ein Musikkenner drehte sich um und sagte: „Da mag sie sich nur in Acht nehmen, daß sie sich nicht den Mund beschmugt, denn die Töne sind unrein!“

Ein schwedischer Botaniker will ein Mittel entdeckt haben, Pflanzen — einzubalsamiren. Eine Probe davon, einen einbalsamirten Rosenstock, hat er der Akademie in Stockholm übersandt, der sich in vollkommen guten Zustand befand. Bestätigt sich diese Erfindung, so kann sie für die Botanik von großer Wichtigkeit werden, weil dadurch es möglich wird, vollständige Pflanzen aus allen Welttheilen in ihrem natürlichen Zustande in Sammlungen aufzubewahren. Das Verfahren, wie der Erfinder bemerkt, kann nur an lebenden Pflanzen in Anwendung gebracht werden.

Der kürzlich verstorbene Papst Gregor XVI., hat während der Zeit seines Pontificats 75 Cardinäle ernannt. Von den 800 Bischöfen der römisch-katholischen Welt hat er über 500 instituiert und in den 5 Welttheilen 40 neue Bisthümer errichtet, sowie in England vier neue apostolische Vicariate und diese Bischöfen in partibus anvertraut.

Nachahmenswerth. Der wegen seiner Umsicht und Popularität rühmlichst bekannte Generalintendant Hr. von Rüstner in Berlin hat neuerdings für die Beamten des Billetverkaufsbureau des königl. Hoftheaters eine gemessene Dienstinstruction erlassen. Es dürfen nach derselben weder außerhalb des Bureau's oder vor Eröffnung Billets an das Publikum verkauft, noch Bestellungen angenommen werden. Im Uebertretungsfalle werden die damit beschäftigten Beamten mit 5 — 10 Thaler bestraft. Eine Hauptverpflichtung ist bei gedachtem Verkaufe das Publikum mit der größten Artigkeit und ohne Partheilichkeit zu behandeln.

Vor Kurzem wurde die Theatercasse in Riga bestohlen; der Dieb ist ein verabschiedeter Chorist und hat seine That bereits eingestanden. Die Theatercassendiebstähle scheinen in die Mode zu kommen.

Conclave nennt man nicht allein die Versammlung der Cardinäle zur Papstwahl, sondern auch den Ort, wo sie so lange, bis die Wahl zu Stande gekommen, beisammen wohnen müssen. Der Ursprung dieser Sitte wird vom Jahre 1270 hergeleitet. Gregor X. erließ, um den bei solchen Gelegenheiten oft vorkommenden ärgerlichen Austritten ein Ziel zu setzen, im Jahre 1274 ein Regulativ wegen der künftigen Papstwahlen, welches von der Synode zu Lyon sanctionirt wurde. In Folge dieses Regulativs, sollten sich die Cardinäle je-

desmal zehn Tage nach dem Tode eines Papstes zu der Wahl eines neuen versammeln, alsdann in dem Conclave (Versammlungszimmer) so lange eingeschlossen bleiben, bis der neue Papst durch die Mehrheit der Stimmen gewählt ist. Einige Clauseln machen diese Verfügung noch wirksamer; hat z. B. nach Verlauf von 3 Tagen die Wahl noch nicht stattgefunden, so sollen die Eingeschlossenen an den fünf folgenden Tagen Mittags und Abends nur eine Schüssel bekommen, und sind sie noch nicht einig geworden, so sollte ihnen bis zur vollbrachten Wahl nichts weiter als Brod, Wein und Wasser gereicht werden. —

Das heilige Concilium besteht gegenwärtig aus 62 Cardinälen, als: 6 Bischöfe, 48 Priestern und 8 Diaconen. Von diesen 62 Cardinälen sind 2 von der Creation des Papstes Pius VII., 7 von der Creation Leo's XII., 53 aber von der Creation des letztverstorbenen Papstes Gregor's XVI. Von diesen 62 Cardinälen sind 31 im Kirchenstaate geboren, 7 in den italienischen Besitzungen des Hauses Oesterreich, 2 in deutschen Provinzen Oestreich's, 7 im Königreiche Sardinien, 6 im Königreich beider Sicilien, 2 in Toskana und 3 in Frankreich. Spanien, Portugal, Belgien und England haben jedes nur einen Cardinal.

Jenny Lind hat nach Beendigung ihrer Vorstellungen in Wien vom Director Pokorny einen Collierschmuck von 1000 fl. im Werth zum Geschenk erhalten.

In Glogau starb vor Kurzem der als Novellist bekannte Major von Schaden.

Ein Herr Legend (?) hat sich jetzt in einem neuen Werk einen unsterblichen Namen errungen, das den Titel führt: — „Rasierspiegel. Die Kunst sich selbst zu rasiren“ — (!!!). Das Werk ist noch dazu aus dem Französischen in's Deutsche übersetzt worden. Gewiß eine großartige Erscheinung unseres so gepriesenen Jahrhunderts! —

Carl Gugkow hat seine Novelle: „Der Seducer von Amsterdam“ zu einem Drama bearbeitet. Der Held desselben ist Gabriel Acosta, der in Amsterdam Jude wurde.

Humboldt's neuestes Werk: „Kosmos“ ist in der deutschen Ausgabe in 13,000 Exemplaren verbreitet.

Der „Gothaer Polizeianzeiger“ warnt neuerdings vor herumziehenden Betrügern, die theils als Grafen, Barone, theils als rühmlich bekannte Schriftsteller herumreisen, sich in die höchsten Gesellschaften drängen und da unter den mannigfachsten Formen ihre Betrügereien

auszuüben wissen. Ein solcher fahrender Industries-Ritter gab sich kürzlich für den Novellendichter A. v. Sternberg aus. Sein gewandtes Aeußere, seine Kenntniß in der neueren deutschen und französischen Literatur, so wie seine Papiere machten den Betrug vollkommen. Auf eine feine Weise weiß er sich das Vertrauen Einzelner zu erwerben und dabei seinen Beutel zu bereichern. Dieser Pseudo Sternberg soll ein Mann in den dreißiger Jahren sein, von einnehmenden Aeußern, braunem Haar, lebhafter Gesichtsfarbe und trägt einen hellbraunen Schnurbart. Dem Signalement zufolge ist dieser Betrüger im vorigen Jahre als A. v. Alvensleben in Frankfurt a. M. gewesen, wo er mehrere Betrügereien verübte.

In Rom cursirt jetzt folgender Witz: Der Papst begegnet auf dem Wege zum Paradiese einem Pilger und fragt, wie weit es noch hinauf sei; dieser antwortet: „D noch ein tüchtiges Stückchen“. „Ach!“ sagt der arme alte Mann: „ich bin so ermüdet und kann nicht weiter.“ Der Pilger antwortet höhnisch lächelnd: „Geschieht dir schon recht, warum hast du keine Eisenbahnen anlegen lassen.“

Die Schweizerleibgarde bewahrt ein althergebrachtes Ceremoniel; wenn der Papst stirbt, so packen alle ihre Tornister. Der Camerlengo fragt: Warum? die Antwort lautet: „Wir haben keinen Herrn mehr, wir haben Niemand der uns bezahlt.“ Darauf werden sie gefragt: „Wenn ich euch bezahle, wollt ihr da bleiben?“ Antwort: „Ja.“

Der Schlossermeister Bilger in Frankfurt a. M. hat einen eisernen Sicherheitskasten erfunden, der mit Schriften angefüllt und eine volle Stunde der Glühhitze ausgesetzt wurde, ohne die eingeschlossenen Papiere zu beschädigen.

In Newyork wanderte kürzlich ein Bürger aus, um in einer südlich gelegenen Stadt einen reichen Juwelentladen zu eröffnen. Sein ganzes Kapital bestand zu diesem Zweck aus einem — Brecheisen.

Das Herzogthum Röhren ist doch ein glückliches Ländchen; es hat ungeheure Schulden, eine berühmte Spielbank und obendrein wimmelt es darin von Jesuiten. Allzuviel ist ungesund! —

Die Universität Kiel hat nur 200 Studenten und 52 Docenten, es kommen sonach auf jedem der lehrern $3\frac{1}{2}$ Studenten.

In Sale, so berichtet der „Manchester Guardian“ ist ein riesiger Rosenbaum, dessen Höhe 38 Fuß beträgt, der Umfang seines Laubwerks mißt 69 Fuß. In die-

sem Jahre soll er nicht weniger als 8000 Rosen getragen haben. Er wurde 1841 gepflanzt und gelangte im Verlauf von 5 Jahren zu dieser außerordentlichen Entwicklung.

Kürzlich ist der schwedische Ostindienfahrer „Karlskrona“ auf der Höhe von Metanjaß bei einem Sturme untergegangen. Von 132 Personen wurden nur 17 gerettet.

Ausländer, welche in Rußland den Unterthaneneid geleistet haben, können sich nun, nach einer amtlichen Erklärung, als Rekruten beim russischen Heere vermieten. Zuviel Gnade! —

Wo sind die Küsse am süßesten? Unstreitig in der Grafschaft Kennebeck in den nordamerikanischen Freistaaten; denn dort bestreichen die Damen ihr Gesicht mit weißem Zucker.

Die neueste Art des Magnetismus ist die Theater-Claque — die arbeitet auch mit den Händen und bringt erstaunenswerthe Wirkungen hervor. Legt man aber dem Magnetiseur-Claqueur gar noch etwas Metall dazwischen, so wird er galvanisch und schlägt nach allen Seiten um sich.

Die Chinesen sind leidenschaftliche Spieler. Jederzeit tragen sie Würfel und Karten mit sich herum. Die Reichs-Gesetze gestatten dem Eheherrn eine unumschränkte Gewalt über Frau und Kinder; und die Freiheit dieser hängt oft von einer Karte und einem Würfel ab. Im civilisirten Europa wird zwar die Familie nicht verspielt, aber oftmals der Verzweiflung und dem Hungertode preisgegeben.

Unter Ludwig XV. Regierung, während der Herrschaft der Koketterie, des Leichtsinns und der Liebe, war die Rose die Modestume. Damals waren die Frauen wandelnde Rosen, welche von einem gepuderten, parfümirten Marquis mit himmelblauen Beinkleidern und rothen Absätzen an den Schuhen gepflückt wurden.

In Ostindien giebt's die großartigsten Kinderwärterinnen. Die Elephantenbesitzer vertrauen, wenn sie sich vom Hause entfernen, ihre kleinen Kinder der Wartung dieser Riesenthiere an. Man kettet zu diesem Behufe den Elephanten mit einem Fuße an einen im Boden festgerammten Pfahl und legt das Kind vor ihm in's Gras. Ist das Kind eingeschlafen, und fängt es vielleicht an unruhig zu werden, so wendet er es mit seinem Rüssel sanft auf die andere Seite, hilft es noch nicht, so wiegt er es so lange, bis es zu schreien aufgehört. Will das Kind, wenn es aufgewacht, sich durch fortzukriechen entfernen, so bringt es der Elephant wieder

auf die zarteste Weise in seine Nähe. Alle Gefahr, die das Leben des Kindes bedrohen könnte, weiß er zu beseitigen. Da könnten unsere Kinderwärterinnen, die oft mit den zarten Kleinen so lieblos und leichtsinnig umgehen, von einem unvernünftigen Thiere lernen.

In Portugal hat seit 1834 regelmäßig alle 2 Jahre eine Revolution stattgefunden. 1834 wurde Don Miguel aus dem Lande gejagt; 1836 war die Septemberrevolution; 1837—38 die neue Verfassung; 1840 die allgemeine Aufregung wegen der Duero-Frage und die Aussicht auf einen Krieg mit Spanien; 1842 die Revolte von Oporto und die Wiederherstellung der Charte; 1844 die Insurrection von Torres Novas und Almeida und 1846 die Mairevolution zur Verjagung der Cabral's.

Paganini hat unter allen concertgebenden Künstlern gewiß die besten Geschäfte gemacht. In Paris betrug die Einnahme eines einzigen Concertes nicht weniger als 21,000 Franken. Man hat berechnet, daß auf jedem Tact, welchen der Künstler spielte, 24 Frks. kamen. In London war seine Einnahme noch glänzender, bei seinem ersten Auftreten betrug sie 2000 Pfd. St. (gegen 14,000 Thlr.).

Den katholischen Pfarrer Heigelin zu Warthausen in Schwaben besuchte einst der Bischof des Sprengels, die reizend gelegene Pfarre gefiel dem Prälaten sehr. Er fragte nach dem Einkommen; der joviale Geistliche gab ihm zur Antwort: „2280 fl.“ Der Bischof rief erstaunt: „Wie? 2280 fl.“ — „Ja, sehen Sw. Eminenz“ antwortete der Pfarrherr, „auf die Aussicht hier rechne ich 1000 fl. und auf diese da auch 1000 fl. das übrige bekomme ich an baarem Gelde.“

Im Jahre 1664 machte die ostindische Compagnie Carl II. ein Geschenk mit 2 Pfd. Thee — jetzt consumirt England allein jährlich 25—30 Mill. Pfund.

Napoleon sagte: „Ein Kopf ohne Gedächtniß, ist eine Festung ohne Besatzung.“

Ein englisches Blatt erzählt folgende Anekdote: — Als Herr van Buren 1842 auf seiner Reise durch den Westen umgeworfen wurde, bis an die Knie im Rothe stand und den „Stagetreiber“ fragte, wie es komme, daß er die Kutsche umgeworfen, antwortete dieser ganz trocken: „Ich habe nun bereits 11 Congressmitglieder umgeworfen und dadurch ihre Stimmen für eine Ver-

willigung der Fortsetzung der Nationalstraße gewonnen, und da ich noch nie einen Präsidenten zum Passagier hatte, so glaubte ich, es sei am besten, diese Gelegenheit zu benutzen, um meine Pflicht gegen den Westen zu erfüllen, und auf diese Weise ein Veto zu verhindern, im Fall eine weitere Verwilligung für die Nationalstraße gemacht werden sollte.“

Der englische Bildhauer Lough hat vor Kurzem das Standbild der Königin Victoria vollendet.

Birmanische Cigarrenmädchen. Fast in jeder Stadt in Birma gibt es Mädchen, die durch Verkauf von Cigarren an die Vorübergehenden nicht unbedeutende Geschäfte machen, und dadurch sich oft Liebhaber und sogar Ehemänner erwerben. Vom 12. Jahre an beginnen sie dieses einträgliche Geschäft bis sie sich verheirathet haben. Am Tage bereiten sie die Cigarren aus grünen Banianenblättern in welche sie eine Mischung von geschnittenem Tabak und Holz füllen. In Verrfertigung dieses Artikels besitzen sie eine ungemeine Geschicklichkeit und Schnelligkeit. Nach Sonnenuntergang, macht das Cigarrenmädchen Toilette, reibt jeden bloßen Theil des Körpers mit dem duftenden Thanaka ein, hängt ein glänzendes Halsband um, zieht ein seidenes Kleid an und schmückt ihr Haar mit Blumen u. s. w. So angethan geht sie auf die öffentlichen belebten Plätze mit einer Schüssel voll Cigarren und einer brennenden Wachsfackel, die allerdings mehr das Mädchen als die Cigarren beleuchten soll.

Die Pariser Schneider waren im 16. Jahrhundert Männer von Wichtigkeit und konnten stolz auf ihr Handwerk sein. Bassompierre ließ, um der Taufe des Sohnes Heinrich IV. beizuwohnen, sich ein Wamms machen, das 14,000 Thlr. kostete. Der modischste „Kleidermacher“ erhält jetzt für den modernsten Frack nicht mehr als 30—40 Thaler.

Bereiter, welche Pferde zureiten, leben oft wie große Herren, hingegen Schullehrer, welche die Jugend zu nützlichen Staatsbürgern heranbilden sollen — oft wie Bettler.

Als d'Alembert von Katharina II. zum Erzieher der Prinzen berufen wurde, schlug der Philosoph diese einträgliche Stelle mit den Worten aus: „Alles was ich aus den Büchern lernte, ist ein wenig Wissenschaft und Gnügsamkeit, aber nicht die schwere Kunst Regenten zu bilden.“

25.

Druck von Carl Kammig
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.